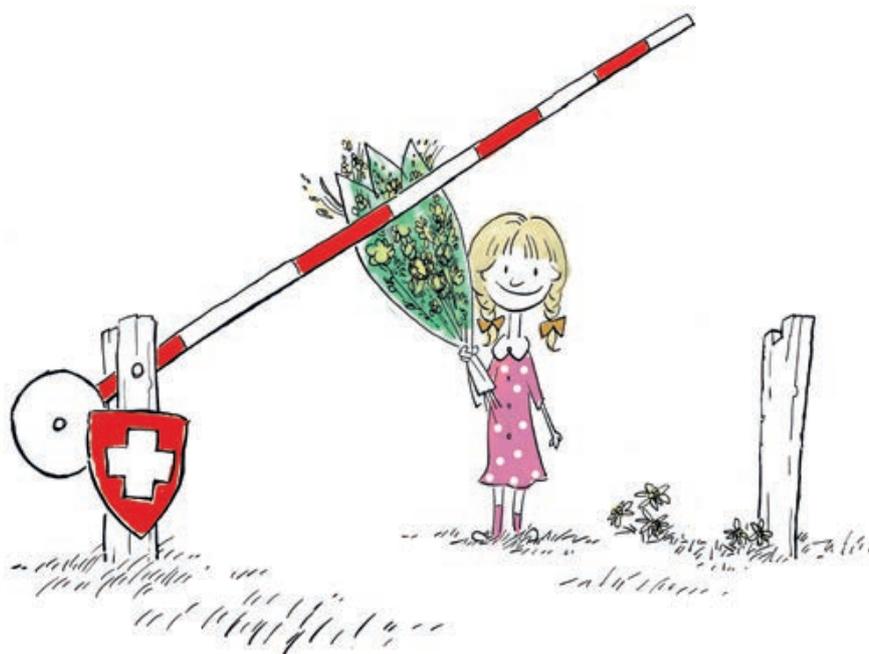


Albert Rösti, Christian Levrat, Viktor Jacobbo, Cervantes

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 16 – 21. April 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Ernstfall  
in Nigeria**  
Schweizer Diplomatie  
auf Abwegen



## Sommarugas Notfall-Konzept

Der untaugliche Asylplan des Bundes  
Von Alex Reichmuth und Kurt Pelda





bio-strath.ch



**Super Natural – Since 1961**

erhältlich in führenden Apotheken und Drogerien

## Intern

Unser Nachbar Frankreich ist krank. So krank, dass er für ganz Europa zur Hypothek wird. Dies ist der Befund des ehemaligen Staatsdieners und liberalen Wirtschaftshistorikers Nicolas Baverez über sein Land. Seit zwei Jahrzehnten dokumentiert er in beissenden, mit Zahlen und Statistiken unterfütterten Analysen den Zerfall Frankreichs. Nun warnt er in seinem neusten Buch «Danser sur un volcan» («Tanz auf dem Vulkan») eindringlich: Wenn



«Tanz auf dem Vulkan»: Nicolas Baverez.

Frankreich nicht die Kraft zu Reformen aufbringe, drohe der «Grande Nation» eine Revolution. Urs Gehrigler hat Baverez im noblen 8. Pariser Arrondissement besucht. Seite 52

Ernstfall in Nigeria: Der Schweizer Botschafter in Abuja hat eine kleine Krise ausgelöst. Nachdem die nigerianische Presse berichtet hatte, Eric Mayoraz wolle seinen brasilianischen Partner in den Ehegatten-Klub der Missionschefs aufnehmen lassen, liefen die Drähte zwischen Bern und Abuja offenbar heiss. Didier Burkhalter's Aussendepartement muss sich kritische Fragen gefallen lassen: Ist es der Weisheit letzter Schluss, einen schwulen Botschafter in ein Land zu schicken, in dem Homosexualität unter Strafe steht? Nimmt man bei der Besetzung von Aussenposten Rücksicht auf lokale Sitten und Gesetze? Was sagt die Nigeria-Affäre über den Zustand der Schweizer Diplomatie aus? Philipp Gut und Christoph Mörgeli haben mit erfahrenen Diplomaten gesprochen. Die Abbildung zeigt unser geplantes Cover, das wir wegen der Aktualität um Simonetta Sommarugas Asyl-Notfallkonzept kurzfristig ausgewechselt haben. Seite 30



*Alternativer Titel:* Diplomatie auf Abwegen.

Wenn seeuntaugliche Schlepper-Boote im Mittelmeer versinken, lassen politische Absichtserklärungen nicht lange auf sich warten: Man müsse nun endlich die Schleuser wirksam bekämpfen. Nach einer vierwöchigen Reise quer durch Libyen, das Sprungbrett nach Europa, wurde unserem Reporter Kurt Pelda indes eines klar: Die offizielle Politik verschlimmert die Misere. Mit der Marineoperation Sophia wird die EU zur grössten Schlepper-Organisation. Ihre Schiffe nehmen die Migranten ausserhalb der libyschen Territorialgewässer in einer Art Fährdienst auf. Die Attraktivität der Migrationsroute wird massiv gesteigert. Die verbleibende Strecke nach Süditalien, die auf Kosten der europäischen Steuerzahler zurückgelegt wird, macht 80 Prozent des Seewegs aus, den die Migranten bis in die EU zurücklegen müssen – die Schleuser in Libyen lachen sich ins Fäustchen. Inlandredaktor Alex Reichmuth nimmt in unserer Titelgeschichte das Notfallkonzept von Bund, Kantonen und Gemeinden unter die Lupe, Auslandredaktor Wolfgang Koydl wiederum zeigt, wie die umliegenden Länder mit der Asylkrise umgehen. Seite 18–23

Die Belegung des Casinotheaters Winterthur ist die grosse Lebensleistung von Komiker Viktor Jacobbo. Das Haus, das fast ohne Subventionen auskommt, ist in wenigen Jahren zum Epizentrum des Schweizer Humors geworden. Anlässlich seines angekündigten Rücktritts vom Fernsehen hat Kulturredaktor Rico Bandle Jacobbo im Theater zum grossen Gespräch getroffen und erfahren: Seine erste Showeinlage in dem Haus hat Jacobbo als langhaariger Linksaktivist gegeben: Bei der Aushebung spielte er eine Frühform seiner Figur Fredi Hinz – und kam damit vom Militär weg. Seite 62

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrigler, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huissingel, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kemper, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

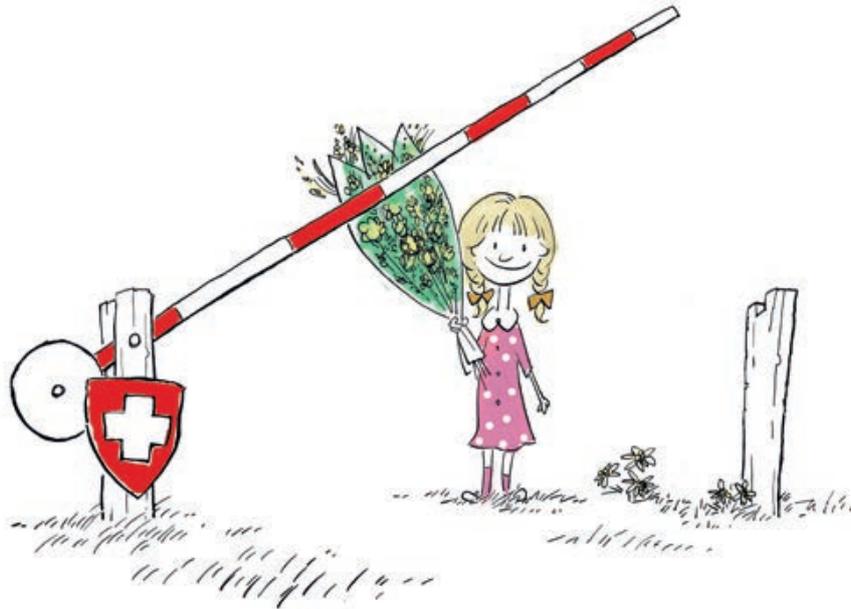
**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Aextra  
**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Der grosse Asylschwindel

Hunderttausende warten in Nordafrika. Der Migrationsdruck übers Mittelmeer auf die Schweiz nimmt wieder zu. Bern liefert untaugliche Rezepte. Wir müssen unsere Grenzen gegen die illegale Migration abriegeln und die Flüchtlingshilfe vor Ort verstärken. *Von Roger Köppel*



## Schweizer Willkommenskultur.

Der grosse Asylschwindel ist nicht mehr zu ertragen. Politik und Medien betrügen die Leute. Letzte Woche habe ich gelesen, die Flüchtlingszahlen an der Schweizer Grenze seien «deutlich rückläufig». Gegenüber dem letzten Quartal des Vorjahres gebe es weniger Grenzübertritte, jubelte ein anderes Blatt. Merken es die Journalisten eigentlich noch, wenn sie solchen Unsinn verbreiten? Tatsächlich steigen die Zahlen massiv. Wenn wir das erste Quartal 2015 mit dem ersten Quartal 2016 vergleichen, haben wir über 80 Prozent mehr Asylgesuche, 8315 statt 4489. Die wirklich intensiven Monate kommen erst.

### Behördlich organisierter Betrug

Der Betrug beginnt schon bei den Begriffen. Was ist ein «Flüchtling»? Ein Flüchtling ist ein Mensch, der in seiner Heimat aufgrund unentrinnbarer persönlicher Eigenschaften wie Hautfarbe, Religion oder politischer Gesinnung an Leib und Leben bedroht ist. Echte Flüchtlinge waren die von den Deutschen verfolgten Juden im letzten Weltkrieg. Heute sind es zum Beispiel die christlichen Minderheiten in den von den Killermuslimen des IS besetzten Gebieten im Nahen Osten. Echte

Flüchtlinge waren auch die christlichen Armenier, die am Ende des Ersten Weltkriegs von Türken und Kurden in Vernichtungsmärschen abgeschlachtet wurden. Echte Flüchtlinge haben Anspruch auf Asyl.

«Flüchtling» ist ein genau definierter rechtlicher Begriff. Nicht jeder Mensch, der in Schwierigkeiten ist und sein Land verlässt, ist ein Flüchtling. Wenn Leute einfach auswandern, reden wir von Migranten. Wenn sie keine ordentlichen Papiere haben, um in ein anderes Land zu gehen, und trotzdem dorthin gehen, reden wir von illegalen Migranten. Kriegsvertriebene sind, rechtlich gesprochen, ebenfalls keine echten Flüchtlinge im oben geschilderten Sinn. Man bezeichnet sie als Schutzbedürftige. Sie bekommen kein Asyl, aber Schutz auf Zeit. Die allerwenigsten, die heute von Journalisten oder Politikern pauschal als «Flüchtlinge» bezeichnet werden, sind Flüchtlinge im rechtlichen Sinn.

Aber auch bei den Kriegsvertriebenen muss man genau hinschauen. Im letzten Weltkrieg nahm die Schweiz vorübergehend über hunderttausend schutzbedürftige Polen auf. Diese Deserteure und Kriegsemigranten konnten sich ins letzte Land Mitteleuropas retten, das

nicht von deutschen Truppen besetzt war. Die heutigen Kriegsvertriebenen wandern über Tausende von Kilometern und durch sichere Staaten. Gerettet sind sie längst. Es geht um den wirtschaftlichen Vorteil. Kriegsvertriebene, die aus Staaten kommen, in denen keine Fluchtgründe mehr vorliegen, sind rechtlich gesehen keine Kriegsvertriebenen mehr. Asyl ist keine Lizenz für weltweite Niederlassungsfreiheit.

### Echte und falsche Syrer

Letztes Jahr kamen rund 1,3 Millionen illegale Einwanderer nach Europa. Darunter sollen rund 600 000 Syrer gewesen sein. Sollen deshalb, weil die meisten dieser Syrer keine oder gefälschte Papiere bei sich hatten, wie die europäische Grenzschutzagentur Frontex in ihrem neusten Bericht schreibt. Fast alle dieser mutmasslichen Syrer kamen aus der Türkei, wo sie zum Teil während Jahren in Sicherheit gelebt hatten. Diese tatsächlichen und angeblichen Syrer kamen nicht nach Europa, weil sie Schutz vor Krieg anstreben, sondern weil sie den persönlichen Vorteil in den üppig dotierten Wohlfahrtsstaaten der EU suchen. So verständlich ihre Motive auch sein

mögen, sie berechtigen die illegalen Migranten nicht, unsere Asylgesetze aus wirtschaftlichen Gründen zu missbrauchen. Nähmen die EU-Staaten ihr Asylrecht ernst, müssten sie die illegalen Migranten zurückweisen.

### Autonomer Nachvollzug des Unsinnns

Die Schweiz betreibt den autonomen Nachvollzug der europäischen Asylmisere. Niemand ist ein echter Flüchtling oder ein schutzbedürftiger Kriegsvertriebener, der aus einem sicheren Drittstaat kommt. Die Schweiz ist ausschliesslich von sicheren Drittstaaten umgeben. Das war im letzten Weltkrieg anders, als sie von kriegführenden Terrormächten umschlossen war. Damals war es möglich, dass Kriegsvertriebene und echte Flüchtlinge an den Schweizer Grenzen standen. Heute ist es unmöglich. Alle illegalen Migranten, die auf dem Landweg an unseren Aussengrenzen Asyl beantragen, haben definitionsgemäss keinen Asylanspruch, weil sie aus sicheren Drittstaaten anreisen. Es kann auf dem Landweg kein Asyl geben in der Schweiz! Das ist die zwingende Vorgabe unseres völkerrechtlich im Dubliner Flüchtlingsabkommen besiegelten Asylrechts. Man kann diese rechtlichen Verpflichtungen kritisieren, aber man darf sie nicht willkürlich aushebeln.

Die Tatsache, dass unsere Nachbarstaaten die Migranten durchwinken oder nicht registrieren, gibt diesen Migranten keinen Rechtsanspruch auf Schutz oder Asyl in der Schweiz. Im Gegenteil wäre es die Aufgabe der Behörden, diesen illegalen Migranten an unserer Grenze die Einreise zu verweigern und sie in die Transitstaaten, die ihre Verantwortung nicht wahrnehmen, zurückzuschicken.

Ich mache keinem Migranten den Vorwurf, dass er versucht, das Chaos des europäischen Asylunwesens zu seinen Gunsten auszunutzen. Es ist die Schuld der Regierungen, dass das Asylrecht aus den Angeln gehoben wird. Nicht die Konflikte im Nahen Osten oder in Afrika, das Angebot offener Grenzen treibt die Völkerwanderung an. In Nordafrika warten über 500 000 Migranten auf den Sprung via Italien in die Schweiz oder nach Europa.

### Afghanen aus Deutschland

Auf keinen Fall folgt aus dem bisher Gesagten, dass die Schweiz heute keine echten Flüchtlinge oder Kriegsvertriebenen mehr aufnehmen kann oder soll. Es heisst allerdings, dass man auf dem Landweg kein Asyl mehr bekommen kann in der Schweiz. Im letzten Jahr schnellte die Zahl der afghanischen Asylanten in der Schweiz um über 900 Prozent hoch. Die Afghanen waren vorher in Deutschland, wo ihnen das gemächliche Tempo der Asylverfahren nicht behagte. Sie kamen in die Schweiz, weil sie auf raschere Aufnahme hoffen, wie aus dem jüngsten Bericht des Staatssekretariats für Migration in Bern hervorgeht. Einspruch: Un-

ser Asylrecht wurde nicht für Migranten erfunden, denen die Asylverfahren in anderen Ländern zu lange dauern. Unser Asylrecht wurde auch nicht für Leute gemacht, die dank der Hilfe krimineller Schlepper über Tausende von Kilometern und über zahllose sichere Drittstaaten anreisen, um schliesslich in der Schweiz ohne rechtmässige Arbeitsbewilligung ihren persönlichen Vorteil zu suchen.

### Enteignungen, Gratisanwälte

Die Fakten machen deutlich, warum das von Bundesrätin Sommaruga und Staatssekretär Mario Gattiker geführte Migrationsdepartement neben den Schuhen steht. Die beiden Drittweltbewegten, die sich verlässlich gegen alle Verschärfungen im Asylrecht wehren und gewehrt haben, setzen den falschen Akzent. Sie überlegen sich nicht, wie sie die illegalen Migranten am Grenzübertritt hindern können. Ihre Energien sind darauf ausgerichtet, die Schweizer Willkommensinfrastruktur auszubauen. Mit der geplanten Asylgesetzrevision soll die falsche Politik noch betont werden. Der Bund will Kantone, Gemeinden und Private für Asylheime enteignen dürfen: noch mehr Platz für falsche Flüchtlinge. Es wäre ein Anschlag auf unsere Grundrechte. Die illegalen Migranten sollen zudem bedingungslos Gratisanwälte erhalten. Die Schweizer würden würden damit schlechter gestellt als die Asylanten.

Wie kann die Schweiz ihre humanitäre Tradition unter den geschilderten Umständen leben? Die Lösung ist gar nicht so schwierig. Erstens: Es sind umgehend systematische Grenzkontrollen einzuführen. Systematische Grenzkontrollen bedeuten, dass die Grenzschützer alle illegalen Migranten am Übertritt hindern und auf der Stelle in die sicheren

Nachbar- und Transitstaaten zurückschicken, aus denen sie gekommen sind. Solange in Europa kein Krieg herrscht und die Schweiz von friedlichen Staaten umgeben ist, kann es auf dem Landweg kein Asyl mehr geben. Das ist keine überspannte Forderung, sondern nur die Umsetzung der gültigen Rechtslage.

Zweitens: Die Schweiz konzentriert ihre Entwicklungshilfe ganz gezielt auf die Hilfe und den Schutz von Menschen in den betroffenen Krisenregionen. Anstatt Hunderte von Millionen direkt in die Staatshaushalte korrupter afrikanischer Regime zu schaufeln, wie etwa in Burkina Faso, sollte die Schweiz dieses Geld in Uno-Flüchtlingslager und Infrastrukturen von Hilfswerken wie dem IKRK umlenken. Niemand, der wirklich bedroht ist, soll gezwungen sein, über Tausende von Kilometern zu reisen. Es ist verrückt, dass wir diese Einsicht nicht schon längst umsetzen.

### Grenzen abriegeln und Hilfe vor Ort

Die dritte Forderung lautet: Die Schweiz kann in Absprache mit den internationalen Organisationen Kontingente von Kriegsvertriebenen direkt aus den Lagern übernehmen und ihnen in der Schweiz Schutz gewähren auf Zeit. In den Uno-Lagern liesse sich abklären, wer unter keinen Umständen in seine Heimat zurückkehren darf, weil er dort an Leib und Leben bedroht ist gemäss Genfer Konvention. An der Aufnahme dieser echten Flüchtlinge könnte sich die Schweiz grosszügig beteiligen. Wenn illegale Migranten trotzdem einreisen und aufgegriffen werden, können sie, je nach Nationalität, in ihre Heimat oder in die Flüchtlingslager gebracht werden. Die Schwierigkeiten, die sich ergeben werden, sind kein Argument gegen dieses Konzept. Wer mit dem Flugzeug direkt in die Schweiz kommt, kann in den Flughäfen überprüft werden. Legale Asylansprüche werden erfüllt.

Mit diesen einfachen Massnahmen liesse sich das behördlich geförderte Asylchaos sofort stoppen. Entscheidend ist neben der zielgerichteten Hilfe vor Ort die konsequente Abriegelung der Landesgrenzen gegen illegale, scheinasylantische Übertritte. Dies ist möglich. Die Österreicher und die Schweden liefern brauchbare Vorbilder. Die Skandinavier bringen es fertig, illegale Migranten bereits vor den Landesgrenzen abzufangen.

Grenzen sichern und Hilfe vor Ort: Das ist die zeitgemässe Zauberformel des Asyls. Das kriminelle Schlepperwesen würde zusammenbrechen. Niemand bezahlt Zehntausende von Franken für aussichtslose Überfahrten. In den Krisenregionen würden nur die wirklich Bedrohten in die Lager fliehen. Echte Flüchtlinge und Schutzbedürftige könnte die Schweiz weiterhin aus diesen Lagern aufnehmen. Es wäre der vernünftige Weg. Wie lange noch braucht Justizministerin Sommaruga, um das Offensichtliche zu sehen?

Im Schnitt  
einfach  
besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und  
individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





*Tiefschwarzer Humor:* Hazel Brugger. Seite 50



*Schleuser und Schlepper:* Seite 21



«*Schöni Ussicht*»: Albert Rösti. Seite 34



*Heimweh:* Silvana Müller-Ferrando. Seite 38

## Kommentare & Analysen

- 4 Editorial
- 11 Kommentar Eidg. dipl. Imam
- 11 Im Auge Julia Roberts, ewig Verlobte Amerikas
- 12 Uni Zürich Professor Dumping
- 12 Türkei Juristisches Sperrfeuer
- 13 Einwanderung Trügerische Ruhe
- 13 Klimapolitik Lügen mit Daten
- 14 «Sanders wäre gefährlicher als Trump»  
Alan Dershowitz: Tücken des amerikanischen Wahlsystems
- 16 Personenkontrolle De Watteville, Maurer, Gasser etc.
- 17 Nachruf Phil Sayer
- 18 Sommarugas Weg  
Die Schweizer Politik der offenen Grenzen
- 19 Asyldebatte «Schengen 2.0»
- 20 EU Zäune, Sperren, Militär
- 21 Auf dem Sprung  
Für Migranten ist Libyen das Einfallstor zu Europa
- 24 Die Deutschen Wir integrieren uns
- 24 Wirtschaft Bundesheer der Weltverbesserer
- 25 Ausland Es rumort auch in China
- 26 Mörgeli Institutionenliebe mit Hintergedanken
- 26 Bodenmann Doris L., ab ins Verkehrsmuseum
- 27 Medien Generation Comedy
- 27 Gesellschaft Besser ungeküsst
- 28 Darf man das?/ Leserbriefe

## Hintergrund

- 30 Ernstfall in Nigeria  
Die Affäre um den Schweizer Botschafter in Abuja
- 33 Diplomatenlöhne Süßes Leben
- 34 Frieden und Freundlichkeit  
Albert Rösti wird am Samstag Präsident der SVP
- 37 Finanzplatz David gegen Gebrüder Goliath
- 38 Eritrea Silvana Müller-Ferrando über ihre Heimat
- 40 Es bröckelt der Lack  
Ist die Zeit für SP-Parteipräsident Christian Levrat vorbei?
- 42 Islamismus Qasim Illis verbotene Pornos
- 43 Asylanten «Jeder Zweite hat sich nicht im Griff»
- 44 Weltkarriere in Kartonschachteln  
Zukunftspläne von Ex-Fifa-Präsident Sepp Blatter
- 46 Chemie tut gut  
Keine Branche ist so innovativ wie die Pharmaindustrie
- 48 Standort Medikamente für den Werkplatz
- 49 Strahlenschutz Kleinstgefahren
- 50 Akt der Erlösung  
Die erfolgreiche Schweizer Komikerin Hazel Brugger
- 52 Narrenschiff ohne Steuermann  
Die Grande Nation befindet sich im Zerfall
- 57 Rumänien Eine Frau räumt auf
- 58 Genossen des Untergangs  
Europas Sozialdemokraten sind ein Schatten ihrer selbst

# WELCOME TO OUR WORLD



## EXOSPACE B55CONNECTED

Breitling erfindet die Smartwatch neu. Eine bahnbrechende Idee für mehr Leistung! Der elektronische Multifunktionschronograf Exospace B55 ist ein Instrument der Zukunft, das neue Maßstäbe in Sachen Komfort, Ergonomie und Effizienz setzt. Das innovative Konzentrat birgt im Titangehäuse ein exklusives SuperQuartz™-Kaliber mit offiziellem Chronometerzertifikat der COSC sowie eine breite Palette neuartiger und für Piloten und aktive Männer massgeschneiderter Funktionen. Herzlich willkommen in der Welt der Präzision, der Topleistungen und der Spitzentechnologie. Herzlich willkommen in der Avantgarde der Instruments for Professionals.

## BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



«Wie in der Pfadi»: Komiker Giacobbo. Seite 62

## Interview

### 62 «Ich bin kein Scharfrichter»

Viktor Giacobbo hört nach fast dreissig Jahren am Schweizer Fernsehen auf. Er spricht über Politik, seine Rollen und die Grenzen von Satire

## Stil & Kultur

### 60 Ikone der Woche Gigi Gorgeous

### 66 Cervantes' Wut

Biografie zum 400. Todestag des enttäuschten Idealisten

### 68 Top 10

### 68 Kino «Kollektivet»

### 69 Jazz Stefan Rusconi / Tobias Preisig

### 70 Namen Begabte Familie

### 71 Hochzeit Susanne Holleschek und Harald Pointner

### 71 Thiel Rettet die Welt

### 72 Wein Modra Frankinja Blaufränkisch 2011

### 72 Zu Tisch Restaurant Tantris, München

### 73 Auto Mini Cooper SD Clubman ALL4

### 74 MvH trifft Isabelle Ohnemus, Internet-Unternehmerin

## Autoren in dieser Ausgabe

### Thomas Renggli



Der Sportjournalist war unter anderem Chefredaktor der Fifa-Wochenzeitung *The Weekly*. In diesen Tagen erscheint sein Buch über

Ex-Fifa-Präsident Sepp Blatter. In dieser Ausgabe verrät er die Zukunftspläne seines ehemaligen Chefs. Seite 44

### Oliver vom Hove



Der Publizist und Literaturkritiker war Dramaturg am Wiener Burgtheater sowie am Schauspielhaus Zürich. In seinem Artikel beschreibt er

das schwierige Leben des spanischen Nationaldichters Miguel de Cervantes Saavedra. Seite 66

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store | Android app on Google Play

DIE WELTWOCH



Mehr Auto fürs Geld  
www.kia.ch

## New Kia Sportage

2.0 L CRDi 4WD LX man.

Listenpreis ab CHF

**29'950.-**

## Kia Sorento

2.2 L CRDi 4WD LX aut.

Listenpreis ab CHF

**39'950.-**



HVS Zürich

# 4x4-Power von Kia. Ganz schön attraktiv.

New Kia Sportage 4WD

Kia Sorento 4WD



The Power to Surprise



Die 4x4 von Kia überzeugen in jeder Hinsicht mit einem souveränen Auftritt. Sie übertreffen mit kraftvollen und effizienten Motoren, einzigartigem und aerodynamischem Design, modernster Technik und Ausstattung die höchsten Anforderungen.

**New Sportage 2.0 L CRDi 4WD 136 PS ab CHF 29'950.-**

**Sorento 2.2 L CRDi 4WD 200 PS ab CHF 39'950.-**

Abgebildetes Modell: New Kia Sportage 2.0 L CRDi 4WD Style aut. GT-Line (inkl. Option: Metallic-Lackierung CHF 690.-) CHF 45'640.-, 6,3 l/100 km (Benzinäquivalent 7,1 l/100 km), 166 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse F.  
New Kia Sportage 2.0 L CRDi 4WD LX man. CHF 29'950.-, 5,2 l/100 km (Benzinäquivalent 5,8 l/100 km), 139 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse D. Abgebildetes Modell: Kia Sorento 2.2 L CRDi 4WD Style aut. 5-Platzer (inkl. Option: 19" Leichtmetall-Felgen CHF 950.- und Metallic-Lackierung CHF 750.-) CHF 53'650.-, Kia Sorento 2.2 L CRDi 4WD LX aut. CHF 39'950.-, 6,6 l/100 km (Benzinäquivalent 7,4 l/100 km), 174 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse F. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 139 g CO<sub>2</sub>/km (unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.).  
Die Aktion ist gültig auf gekennzeichnete Fahrzeuge bis 31.5.2016 oder solange Vorrat.



Official Partner



Official Partner



**Rechnungsbeispiele 3,9%-Leasing:** New Sportage 2.0 L CRDi 4WD LX man., Listenpreis CHF 29'950.-, Leasingrate CHF 347,25, Leasingzins 3,9%, eff. Leasingzins 3,97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 15% (nicht obligatorisch), Kaution 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), obligatorische Vollkasko nicht inbegriffen. Sorento 2.2 L CRDi 4WD LX aut., Listenpreis CHF 39'950.-, Leasingrate CHF 493,95, Leasingzins 3,9%, eff. Leasingzins 3,97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 15% (nicht obligatorisch), Kaution 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), obligatorische Vollkasko nicht inbegriffen. Leasingpartner ist die MultiLease AG.  
Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, wenn sie zur Überschuldung der Konsumentin oder des Konsumenten führt.



Kia Motors AG, 5745 Safenwil, 062 788 88 99

**Jetzt mit unschlagbaren Angeboten bei Ihrem Kia Händler!**



## Hotelcard: Frühlings-Special Schweizer Top-Hotels zum halben Preis

Seit sechs Jahren gibt es die Hotelcard bereits – das Halbtax-Abonnement für Hotels. Mit dieser Karte übernachten Sie in über 550 Top-Hotels zum halben Preis – und zwar wann, wo und so oft Sie möchten. *Weltwoche*-Abonnenten erhalten die Hotelcard zum Sonderpreis!

Endlich Frühling! Machen Sie Ihren nächsten Ausflug zu einem unvergesslichen Erlebnis in einem von unseren über 550 Top-Hotels. Ob im Berghotel für Wanderlustige, in der charmanten Familienherberge oder in der Wellness-Oase: Mit der Hotelcard finden Sie Ihren Lieblingsort zum halben Preis.

Die Hotelcard überzeugt durch einfachste Handhabung. In nur drei Schritten ist alles erledigt:

- Auf [www.hotelcard.ch](http://www.hotelcard.ch) gewünschtes Hotel aussuchen
- Buchungsanfrage absenden
- Hotelcard beim Check-in vorweisen – fertig!

Und das Beste: Ihre Partnerin oder Ihr Partner

kann Sie jederzeit begleiten, denn für die Buchung eines Doppelzimmers genügt eine einzige Karte! Die angegebenen Preise gelten nicht pro Person, sondern pro Zimmer.

### Vorteile auf einen Blick:

- Über 550 Top-Hotels
- Viele Vier- und Fünfsternehotels
- Hotels im Jahresdurchschnitt zu 75 Prozent zum halben Preis buchbar
- Bestpreisgarantie in allen Hotels
- Beliebig oft einsetzbar
- Doppelzimmer mit einer einzigen Karte buchbar
- Kein Konsumationszwang
- Kein Mindestaufenthalt

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Hotelcard – das Halbtax für Hotels

#### *Weltwoche*-Abonnenten erhalten die persönliche Hotelcard zum Sonderpreis:

- 1 Jahr für Fr. 75.– (statt Fr. 95.–)
- 2 Jahre für Fr. 140.– (statt Fr. 165.–)
- 3 Jahre für Fr. 205.– (statt Fr. 235.–)

#### Bestellung:

Unter [www.hotelcard.ch/platinclub](http://www.hotelcard.ch/platinclub) oder telefonisch über Tel. 0848 711 717  
Bitte Rabattcode «weltwoche03» angeben.

#### Informationen:

Hotelcard AG, Burgstrasse 20, 3600 Thun  
[www.hotelcard.ch](http://www.hotelcard.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**

**HOTELCARD**  
1/2 PRICE HOTELS

Schweiz Tourismus.  
Mitglied.



## Eidg. dipl. Imam

Von Philipp Gut — Muslimische Prediger werden direkt aus der Türkei oder aus Saudi-Arabien eingeflogen. Jetzt fordern Politiker, die Imame müssten in der Schweiz ausgebildet werden. Wirklich?



Rote Linie: Imam in einer Genfer Moschee.

Die Meldung rüttelte auf und verleitete auch eher linke Kommentatoren zu klaren Aussagen. Gemäss *Sonntagszeitung* finanziert die Türkei rund drei Dutzend Imame in der Schweiz. Damit kam ein Thema wieder auf die Agenda, das seit Jahren mehr oder minder intensiv diskutiert wird. Die Dringlichkeit hat seit dem Ja zur Minarett-Initiative und den jüngsten islamistischen Terroranschlägen mit zahllosen Toten mitten in Europas Hauptstädten zugenommen.

Die Zeit des Säusels ist offensichtlich vorbei. Herolde des «interreligiösen Dialogs», wie der Religionsexperte des Zürcher *Tages-Anzeigers*, finden neuerdings ungewohnt kritische Worte. Es liege auf der Hand, dass die «Import-Imame» als quasistaatliche Beamte auf der religiös-nationalen Linie von Präsident Recep Tayyip Erdogan predigten. Das sei mit westlichen Werten nicht vereinbar. Man müsse gar von «Missionierung» sprechen.

Politiker stossen ins selbe Horn. Der designierte CVP-Präsident Gerhard Pfister findet sogar, es sei zu prüfen, vom Ausland finanzierte Moscheen und Prediger zu verbieten. Das Nachbarland Österreich hat kürzlich ein ähnliches Verbot erlassen.

Als Reaktion auf die «Import-Imame» rufen alle nach derselben Lösung: Die islamischen Prediger und Religionslehrer sollten hierzulan-

de ausgebildet werden. Und zwar vom Staat. Die Forderung ist nicht neu. Aber ist sie auch richtig und wirksam? Bereits 2009 kam eine vom Schweizerischen Nationalfonds geförderte Studie zum Schluss, die staatliche Imam-Ausbildung sei zu begrüßen. Neben verschiedenen Behörden ständen auch die meisten muslimischen Verbände hinter der Idee.

### Weltanschauungspolizei: Nein, danke

Der Staat soll es also richten. Das ist falsch, so verständlich und begründet die Furcht vor extremistischen Islampredigern ist. Die Antwort des liberalen Rechtsstaats auf die Herausforderung durch eine Religion, die Glauben und Politik vermischt, kann nicht darin bestehen, dass sich der Staat selbst in religiöse Belange einmischt. Es ist nicht seine Aufgabe, eine Religion zu reformieren. Glauben ist Privatsache. Weltanschauungspolizei: Nein, danke.

Einwenden könnte man, katholische und protestantische Theologen würden ja auch an den Universitäten ausgebildet. Stimmt: Die Trennung von Kirche und Staat ist nicht vollständig. Ein entscheidender Unterschied bleibt allerdings: Die christlichen Konfessionen haben ihren Totalitätsanspruch, der auch auf die Politik ausgreift, längst aufgegeben. Der Islam nicht. Das ist des Pudels Kern.

Konsequent zu Ende gedacht, müsste die staatliche Imam-Ausbildung zu einer Anerkennung des Islam als eine Landeskirche führen. Das ist kaum das, was sich die Mehrheit der Bevölkerung wünscht – und wohl auch nicht jene, die jetzt so leichtfertig nach Vater Staat rufen.

Aber es gibt noch weitere Argumente. Eine staatliche Imam-Ausbildung entliesse die Muslime aus ihrer Verantwortung, die sie bis anhin nur mangelhaft wahrnehmen. Denn es kann in ihren Reihen nur dann fundamentalistische Theologen geben, wenn diese geduldet werden. Diese Verantwortung schoben manche nur allzu gern ab. Schliesslich ist es illusorisch, zu meinen, falls der Staat Imame ausbilde, höre die Verpflichtung ausländischer Radikalprediger einfach auf. Neben den eidgenössisch diplomierten würde es weiterhin solche Imame geben, die direkt aus der Türkei oder aus Saudi-Arabien eingeflogen werden. Es ist Sache der Migrationsbehörden, genauer hinzuschauen und den Zustrom unerwünschter Fachkräfte zu unterbinden oder ihnen die Aufenthaltsbewilligung zu entziehen. Im Rechtsstaat markiert das Gesetz die rote Linie und nicht ein «richtiger» oder «falscher» Glaube.

## Die Möbelmänner



Julia Roberts, ewig Verlobte Amerikas.

Zur Premiere ihres jüngsten Films «Mother's Day» taucht er nicht auf, schon zur Beerdigung der Schwiegermutter war er nicht erschienen. Den letzten gemeinsamen Sommer verbrachten Julia Roberts, 48, und ihr Mann Danny Moder, verheiratet seit dem 4. Juli 2002, dem Nationalfeiertag, mit den drei Kindern in der Villa George Clooneys am Comersee. Als dann im Winter die Möbelmänner von Wetzel & Sons, der Zügelfirma der Hollywood-Prominenz, am Strandhaus von Malibu auffuhren und Moders Habseligkeiten einpackten, war der Bruch nicht mehr zu übersehen. Dass sich Julia Roberts, die «Verlobte Amerikas», nun auch wieder mit Kiefer Sutherland blicken lässt, weckt Erinnerungen an die turbulente, explodierte Romanze vor 25 Jahren. Sutherland und Roberts, damals 24 und 23, sie die Kinokassen füllende «Pretty Woman», standen drei Tage vor ihrer Hochzeit. Ihr 7000-Dollar-Brautkleid nahtsicher angeprobt, die Farbe des Desserts (grün) auf die Schuhe der Brautjungfern abgestimmt. Und dann haute sie ab. Mit dem besten Freund ihres Freundes über Nacht nach Irland. Die Nachricht von ihrer Flucht erwischte einen völlig verkaterten Sutherland, der lange Polterabende in einem Lokal namens «Crazy Girl» durchgefeiert hatte, auf dem falschen Fuss. Er erlitt einen Autounfall. Das Leben schreibt immer noch die besten Geschichten, und die 1999 gedrehte Komödie «Runaway Bride» mit Julia Roberts als Jägerin ihres Herzensmannes – natürlich Richard Gere wie in «Pretty Woman» – erschien wie ein lächerlicher Abklatsch ihres eigenen Melodramas. Privat ehelichte sie vorübergehend den Country-Musiker Lyle Lovett. Als unerschrockene Umweltkämpferin Erin Brockovich gewann sie 2000 den Oscar und avancierte zur bestbezahlten Hollywood-Diva, die Gagen von 20 Millionen Dollar fordern konnte. Der besonnene Kameramann und diplomierte Psychologe Danny Moder schien ihr Ruheanker fürs Leben. Bis der Möbelpacker kam und, nach einem Vierteljahrhundert Schleuderkurs, der Tröster Sutherland. Finden sie sich?

Peter Hartmann

## Professor Dumping

Das liberale Staatsverständnis feiert einen seltenen Sieg am Bundesverwaltungsgericht.

**D**arf ein mit Steuern finanzierter Staatsbetrieb private Anbieter mit Dumpingangeboten aus dem Markt drängen? Dies war, kurz gefasst, die Frage, welche das Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen kürzlich zu beantworten hatte. Konkret entzündet hatte sich die Auseinandersetzung an einer Ausschreibung des Bundesamts für Kommunikation (Bakom). In einem öffentlichen Bieterverfahren hatte die Behörde den Auftrag zur Überprüfung des SRG-Online-Angebots vergeben. Den Zuschlag erhielt ein Institut der Uni Zürich (siehe *Weltwoche* Nr. 24/15, «Professor Biegsam»).

Der unterlegene private Wettbewerber machte verschiedene Unregelmässigkeiten aus. So offerierte die Uni einen für qualifizierte Arbeit verdächtig tiefen Stundensatz. Die Arbeit des Institutsleiters wurde sogar kostenlos als «Eigenleistung» offeriert. Der private Anbieter wehrte sich mit einer Beschwerde gegen die Erteilung des Bakom-Auftrags an die Uni Zürich.

Das Los wies den Fall dem Bundesverwaltungsrichter Marc Steiner (SP) als Instruktionsrichter zu – ein Glücksfall, denn Steiner erkannte der Frage eine übergeordnete Bedeutung zu. Daher veranlasste er eine Fünferbesetzung (normal: drei Richter) und setzte eine öffentliche Urteilsberatung an – ein äusserst seltenes und für die Öffentlichkeit gewinnbringendes Ereignis.

Der SP-Richter zeigte ein feinentwickeltes Sensorium für die Konfliktzone zwischen der steuerfinanzierten Staatssphäre und der wettbewerblichen Privatwirtschaft. Obwohl es nirgends explizit im Gesetz stehe, müsse der Staat in öffentlichen Bieterverfahren zwischen Dumpingangeboten von privaten und staatlichen Anbietern unterscheiden. Was bei privaten Anbietern zulässig sei, gerate bei staatlichen Anbietern in Konflikt mit dem verfassungsmässigen Grundsatz der Wirtschaftsfreiheit. In dieser Auffassung stimmten dem Instruktionsrichter ein Kollege von der SVP und ein Kollege von der CVP zu. Anderer Meinung war eine Minderheit, bestehend aus einer FDP-Richterin und einem weiteren CVP-Richter.

Für die Uni Zürich ist das Urteil peinlich. Schliesslich verpflichtet bereits das kantonale Universitätsgesetz, dessen Einhaltung das Bundesverwaltungsgericht nicht überprüfen kann, die Universität dazu, auf privaten Märkten mindestens kostendeckend zu offerieren. Die Auftragsvergabe liegt nun zur Neubeurteilung beim Bakom.

Florian Schwab

## Juristisches Sperrfeuer

Von Boris Kálnoky — Die vielen hundert Anzeigen von Türken gegen den deutschen Satiriker Jan Böhmermann sind Teil einer Strategie, europäische Gerichte für türkische Interessenpolitik zu nutzen.

**V**ieles ist über die Klage des türkischen Staatschefs Recep Tayyip Erdogan gegen den deutschen Satiriker Jan Böhmermann gesagt worden. Wenig beachtet wurde die Bedeutung der Tatsache, dass Erdogan offenbar Hunderte Anhänger und diverse deutsch-türkische Organisationen zu einer Anzeigenflut gegen den Komiker zu mobilisieren vermochte.

Zentral gelenkt? Vieles deutet darauf hin. Alle Klagen erfolgten auf der juristischen Ebene. Der Deutsche Presserat hingegen, den jeder Bürger anrufen kann, um sich über Verstösse gegen den Ehrenkodex der Medien zu beschweren, erklärt auf Anfrage, dass bis dato keine einzige Beschwerde türkischer Bürger oder Organisationen in der Sache Böhmermann vorliegt.

Nun ist der Presserat zwar nicht fürs Fernsehen zuständig; aber in Wien zog die Türken-Organisation UETD, die als verlängerter Arm der Regierung in Ankara gilt, die Zeitung *Österreich* vor den Presserat, weil sie Böhmermanns Schmähedicht über Erdogan «dokumentiert» hatte. Das tat auch der *Spiegel*, bislang ohne Reaktion der UETD. Vermutlich wählte die UETD den Presserat, weil eine Klage vor Gericht aussichtslos gewesen wäre.

### Gegen «Diskriminierung»

All diese Aktionen sind letztlich Versuche, den öffentlichen Diskurs über die Türkei in Europa zu steuern. Solche Strategien werden in Ankara konzipiert und in die Diaspora getragen. Im Jahr 2010 wurden diskret 1500 türkischstämmige Politiker und Vertreter türkischer Organisationen im Ausland nach Istanbul eingeladen. Dort rief sie der damalige Ministerpräsident und heutige Staatschef Erdogan auf, stets die Interessen der Türkei im Sinn zu behalten.

Die Konferenz markierte den Beginn einer neuen Strategie. Zeitgleich wurde ein Amt für Auslandstürken geschaffen (YTB), das seither regelmässig ausgewählte Auslandstürken einlädt. Vorbild, schrieb 2012 die Zeitung *Hürriyet*, sei die jüdische und armenische Diaspora: Beide seien jederzeit in der Lage, medienwirksam internationale Kampagnen zu starten, um jüdische und armenische Interessen durchzusetzen. So etwas möchte die Türkei auch. In der Causa Böhmermann scheint ihr das erstmals gelungen zu sein.

Das YTB gibt an, türkischstämmigen Bürgern und Organisationen im Ausland gegen «Diskriminierung» zu helfen. Als Beispiele werden Gerichtsverfahren genannt, um zu verhindern, dass westliche Behörden türkische Kinder aus

Problemfamilien oder Vollwaisen an christliche oder gar homosexuelle Pflegeeltern geben. In den Niederlanden gab es mehrere solche Fälle.

Die Strategie, westliche Gerichte zu nutzen, um politische Interessen durchzusetzen, wird auch von arabischen Salafisten praktiziert. Derzeit läuft in den Niederlanden ein Verfahren gegen den islamkritischen Politiker Geert Wilders. 6400 Anzeigen wegen Volksverhetzung liegen gegen ihn vor. Erste Zeugenvernehmungen ergaben, dass viele von jenen, die Anzeige erstattet hatten, gar nicht wussten, worum es geht. Moschee-Gemeinschaften hatten die Aktion mit organisiert, die Formulare ausgefüllt und die Gläubigen unterschreiben lassen.

Bemerkenswert waren zwei Aktionen der Türkischen Kulturgemeinde in Österreich (TKG). Zunächst startete sie eine Kampagne gegen die Spielzeugfirma Lego, weil deren muslimisch anmutender «Star Wars»-Bausatz «Jabbas Palast» rassistisch sei. Lego nahm den Bausatz 2013 vom Markt. Dann ging die TKG gegen eine Satire des Senders ORF vor. Da war gewitzelt worden, man habe den Täter eines Brandanschlags auf den Verein gefunden. Eingebendet wurde ein Lego-Auto. Das ORF entschuldigte sich schriftlich. Die TKG gilt als Erdogan-kritisch – sie übernahm nur die Strategie, ihre eigene Bedeutung durch juristische Drohungen zu erhöhen.



Verlängerter Arm: demonstrierende Türken.

## Trügerische Ruhe

Von Florian Schwab — In letzter Zeit sind etwas weniger Ausländer in die Schweiz gekommen. Das Problem der Masseneinwanderung wird sich aber kaum von selbst lösen, wie manche meinen.

Die Einwanderung in die Schweiz, so gab das Staatssekretariat für Migration (SEM) am Dienstag bekannt, «ist im ersten Quartal 2016 im Vergleich zur gleichen Periode im Vorjahr zurückgegangen». Bereits Tage zuvor war die NZZ am Sonntag mit dem Zahlenmaterial gefüttert worden und jubilierte: Das Thema Migration verliere «an politischer Brisanz». Der Blick fragte gar: «Setzt sich die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) von selbst um?» Ins gleiche Horn stiess der Arbeitgeberverband, der mit einem Stosseufzer der Erleichterung kundtat, die rückläufige Zuwanderung «entlarve» die «Polemik um die Zuwanderung» als «Spiegelfechtereie». Die Botschaft: Eine Begrenzung der Zuwanderung ist nicht länger angezeigt, das Ja von Volk und Ständen zur MEI mithin Makulatur.

Die Fakten: Per 31. März gehörten 2 004 263 Ausländer zur ständigen Wohnbevölkerung in der Schweiz. Das sind 36 419 mehr als am selben Stichtag vor einem Jahr. In absoluten Zahlen ist dies zwar ein Höchststand, allerdings hat sich das Wachstum der ausländischen Wohnbevölkerung tatsächlich auf den tiefsten Jahreswert seit mehr als fünf Jahren verlangsamt.

### Unerwünschte Begleiteffekte

Für eine Entwarnung ist es aber zu früh. Erstens ist die Zuwanderung mit 40 000 Personen pro Jahr immer noch sehr hoch. Zweitens hat sich die Zusammensetzung der Einwanderer nachteilig verändert. Laut den neuen Zahlen des SEM liegt insbesondere die Einwanderung aus Osteuropa nach wie vor deutlich über dem Niveau des ersten Quartals 2014, als über die MEI abgestimmt wurde. Im Jahr vor der MEI waren 6231 Personen aus den sogenannten EU-8-Staaten eingewandert, zwischen März 2015 und März 2016 waren es 8253 Personen.

Auch bei den Grenzgängern zeigt sich die angebliche Entspannung kaum. Ihre Anzahl stieg von 348 067 auf 361 001, was einem Wachstum von 3,7 Prozent entspricht. Im Vergleich dazu betrug die Zunahme von Ausländern bei der ständigen Wohnbevölkerung 1,9 Prozent. Bezieht man die Grenzgänger in die Betrachtung ein, so beträgt die Einwanderung in die Schweiz nach wie vor mehr als 50 000 Personen jährlich. Und dies, obwohl 2015 konjunkturell eher schwierig war. Die Schweizer Wirtschaft wuchs lediglich um 0,9 Prozent, während die Arbeitslosigkeit zeitweise auf 3,7 Prozent stieg. Sollte die Schweizer Wirtschaft dereinst wieder deutlich



Politisch brisanter als jemals zuvor.

rascher wachsen als jene der Euro-Zone, so wäre eine Rückkehr zu den Einwanderungshöchstständen programmiert.

Unverändert aktuell bleiben auch die unerwünschten Begleiteffekte auf dem Arbeitsmarkt. Die Arbeitslosigkeit unter den EU-Einwanderern und Grenzgängern ist höher als unter den Schweizern, womit sie die Arbeitslosenversicherung (ALV) stärker belasten. Trotz der Beteuerungen des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco), es gebe keine gezielte Einwanderung in die ALV, haben die Zuwanderer statistisch ein höheres Risiko für Arbeitslosigkeit respektive Sozialhilfebezug.

Bis im letzten Jahr hielten sich die Beitragszahlungen von EU-Zuwanderern und die Unterstützungsleistungen an dieselben knapp die Waage. Die neuen Zahlen über den Bezug von Arbeitslosenunterstützung durch Zuwanderer und Grenzgänger aus der EU veröffentlichen das Seco erst in einigen Monaten. In Fachkreisen wird allgemein erwartet, dass das Verhältnis zwischen Beitragszahlungen und Arbeitslosenentschädigungen inzwischen deutlich ins Negative gekippt ist. Sollte sich diese Erwartung bestätigen, so würden damit die langfristigen Kosten der Masseneinwanderung für die Sozialsysteme sichtbar. Das Problem wäre damit nicht etwa gelöst, sondern im Gegenteil politisch brisanter als jemals zuvor.

## Lügen mit Daten

Von Markus Schär — Die Schweizer sparen beim Heizen. Eine Busse zahlen sie gleichwohl.

Jetzt müssten Taten folgen, sagt Bundesrätin Doris Leuthard zum gefeierten Klimaabkommen von Paris, das sie am Freitag in New York für die Schweiz unterzeichnet – ohne die Schweizer zu fragen. An den Taten werfelt ihr Bundesamt für Umwelt schon eifrig. Noch dieses Jahr will der Bundesrat das Gesetz vorlegen, wie die Schweiz ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss bis 2030 gegenüber 1990 auf die Hälfte senken soll. Das Parlament kann das nur noch abnicken, schliesslich halten die Schweizer (anders als fast alle), was sie versprechen.

Die Taten liegen schon lange vor. «Treibhausgas 2014: Deutlicher Rückgang», so der jubelnde Wortlaut einer Mitteilung des Bundesamtes von letzter Woche. Der CO<sub>2</sub>-Ausstoss der Schweiz war im vorletzten Jahr «mit 48,7 Millionen Tonnen der tiefste seit 1990». Die Schweizer verfeuerten gegenüber dem Referenzjahr noch 56 Prozent Heizöl; der Verbrauch an Brennstoffen sank auf 71 Prozent, und die Haushalte fuhren ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss auf 69 Prozent zurück. Die Schweizer zeigen sich also wie immer als Musterknaben, auch wenn ihre Sparbemühungen an der Klimaerwärmung nicht das Geringste ändern.

### Zahlentricks

Aber halt, da war doch was? Tatsächlich: Letztes Jahr tadelte dasselbe Bundesamt die Schweizer, sie hätten 2014 – wie schon 2012 – die Zielmarke für den CO<sub>2</sub>-Ausstoss von Brennstoffen knapp verfehlt. (Auf die Treibstoffe kommt es nicht an – Doris Leuthard wagt es nicht, sich mit der Autolobby anzulegen.) Zur Strafe stieg deshalb per 2016 die Abgabe je Tonne CO<sub>2</sub> weiter auf 84 Franken. Und wenn die Schweizer dieses Jahr wieder sündigen, springt die Abgabe bis ins Jahr 2018 auf 120 Franken – fast viermal so viel, wie das acht Jahre alte Gesetz ursprünglich vorsah.

Wie das? Der CO<sub>2</sub>-Ausstoss von Brennstoffen sank zwar 2014 auf 71,4 Prozent, witterungsbereinigt aber nur auf 78,7 Prozent; er verfehlte also den Zielwert von 76 Prozent knapp: eine bemerkenswerte Präzision, zumal die ganze Rechnung auf Schätzungen und Modellen beruht. Die Erdölbranche focht denn auch diese Zahlentricks schon bei der Erhöhung im Jahr 2014 an. Sie blitzte letztes Jahr beim Bundesverwaltungsgericht ab, zog den Fall aber ans Bundesgericht weiter. Der Musterknabe soll wenigstens richtig rechnen, wenn er hält, was die Schweizer nie versprochen haben.

## «Sanders wäre gefährlicher als Trump»

Von Pierre Heumann – Der emeritierte Harvard-Professor Alan Dershowitz ist einer der bekanntesten Rechtsanwälte der USA und einer der prominentesten Politbeobachter. Hier spricht er über die Kandidaten fürs Weisse Haus und die Tücken des amerikanischen Wahlsystems.

Sein Apartment in Manhattan wirkt wie eine kleine, aber feine Kunstgalerie. Eine Skulptur von Churchill, eine Kandinsky-Lithografie und zeitgenössische Gemälde dominieren den *living room* von Alan Dershowitz, einem der prominentesten Verfassungsrechtler in den USA. Im Gespräch sagt er, weshalb er trotz der Irrungen des Wahlkampfes optimistisch bleibt.

**Mr Dershowitz, wie erklären Sie den bisherigen Erfolg von Donald Trump bei den Primärwahlen?**

Trump sagt laut, was die Leute sonst nur in der Bar flüstern. Dort sagen die Leute immer wieder, was Trump jetzt öffentlich fordert, zum Beispiel: «Baut Mauern an der Grenze zu Mexiko!», oder: «Verbietet Muslimen die Einreise in die USA!» Trumps Erfolgsrezept ist es, solches vor laufenden Kameras zu sagen. Wir haben auch in anderen Teilen der Welt ähnlich gestrickte Politiker wie Trump gesehen. Silvio Berlusconi gleicht ihm, auch Jeremy Corbyn in Grossbritannien hat gewisse Ähnlichkeiten mit Trump und letztlich auch Bernie Sanders.

**Sanders? Der demokratische Kandidat, der der ehemaligen First Lady und Aussenministerin Hillary Clinton gefährlich werden könnte?**

Ja, auch er. Berlusconi, Corbyn, Sanders und natürlich auch Trump haben eines gemeinsam: Sie sprechen nicht so wie herkömmliche Politiker. Trump und Sanders ist zudem gemeinsam, dass sie Elemente der Unberechenbarkeit und Unvorhersehbarkeit in die Politik tragen. Sollte einer von ihnen zum Präsidenten gewählt werden, würde er der Regierungarbeit eine verlässliche Beurteilungsbasis entziehen.

**Was sagt der bisherige Erfolg dieser beiden Aussenseiter bei den Primärwahlen über die amerikanische Nation aus?**

Er zeigt klar, dass die USA einen Wandel durchmachen. Anders als Europa war Amerika immer ein Land der Zentristen. Das scheint jetzt in Frage gestellt. Was zum Beispiel im letzten Jahrhundert in Deutschland geschah, dass sich die Kommunisten und die Nazis bekämpften, das hat es bei uns früher nie gegeben. Aus anderen europäischen Staaten kennen wir starke Gegensätze zwischen Konservativen und Sozialisten. In den USA haben wir solche Auseinandersetzungen aber nie gekannt. Trump und Sanders signalisieren

mit ihren extremen Positionen einen möglichen Wandel des politischen Klimas.

**Es gab freilich auch einen Barry Goldwater ...**

... ja, aber republikanische Kandidaten, die nicht zentristisch waren, verloren die Wahlen klar. Und wenn die Demokraten jemanden aufstellten, der sich radikal links orientierte, verlor dieser ebenso ganz deutlich.

**Das erwarten Sie jetzt auch bei den bevorstehenden Präsidentschaftswahlen?**

Falls Trump von den Republikanern nominiert wird, wird er besiegt werden, weil er so ungewöhnlich ist. Sollte Sanders nominiert

---

**«Ted Cruz war einer der besten Studenten, die ich je hatte.»**

---

werden, wird er in kaum mehr als zwei oder drei Staaten gewinnen, vermute ich. Also dürfte auch er verlieren. Der Ausgang der Primärwahlen reflektiert Amerikas politische Einstellung nämlich nicht.

**Das müssen Sie uns erklären. Sollte bei den Republikanern Trump und bei den Demokraten Sanders als Präsidentschaftskandidat nominiert werden, scheitern beide?**

Weder Trump noch Sanders werden meiner Meinung nach ins Weisse Haus einziehen.

**Auch wenn beide von ihren Parteien nominiert werden sollten?**

Sollte sich ein Duell Trump gegen Sanders ergeben, wird sich ein dritter Kandidat um das Amt bewerben, ganz kurzfristig. Diese dritte Kandidatur würde darauf abzielen, dass sich bei der Präsidentschaftswahl keiner der beiden Kandidaten die Mehrheit der Stimmen holen kann. Falls kein Kandidat die Mehrheit erhält, geht die Wahl zum Repräsentantenhaus, wo der dritte Kandidat ebenfalls berücksichtigt wird. Das ist zwar ein unwahrscheinliches Szenario – aber es ist möglich.

**Ist das je vorgekommen?**

In unserer Geschichte war das bisher bloss zwei Mal der Fall. Was aber nicht heisst, dass es 2016 nicht noch einmal passieren könnte. Denn sollte Trump kandidieren, halte ich es für wahrscheinlich, dass nach dem Parteikonvent der Republikaner ein Spielverderber auftritt, der von sich behauptet, ein «wahrer» oder ein «echter» Republikaner zu sein. Dieser dritte Kandidat muss dann bloss dafür sorgen, dass keiner der beiden

anderen – also weder Trump noch Sanders – die Mehrheit der Wahlmänner erhält. Falls ihm das gelingt, hat das Repräsentantenhaus zu entscheiden, wobei die Regel gilt: Eine Stimme für jeden Staat.

**Halten Sie dieses Szenario für realistisch?**

Nein, denn ich bin überzeugt, dass die Demokraten Hillary Clinton nominieren werden. Sie würde Trump besiegen.

**Trump hat mit Vorschlägen von sich reden gemacht, die reichlich unkonventionell sind. Was sagen Sie als Verfassungsjurist dazu, dass Trump beispielsweise nicht nur eine Mauer an der Grenze zu Mexiko errichten, sondern die Mexikaner auch dafür zahlen lassen will?**

Aus Sicht der Verfassung wäre nichts dagegen einzuwenden. Das ist eine Entscheidung, die die ausführende Staatsgewalt treffen müsste. Aber Trumps Vorschlag ist unrealistisch, nicht nur, weil die Mexikaner bereits gesagt haben, dass sie für diese Mauer nicht bezahlen würden. Die Idee ist typisch für seinen Wahlkampf. Er will alle Kosten auf andere überwälzen. Nicht nur Mexiko soll zahlen, sondern auch die Nato soll sich an den Verteidigungsausgaben beteiligen. Doch das ist keine Politik, das sind Wahlslogans.

**Mit seinen Ideen hat Trump eine hitzige Debatte ausgelöst.**

Die relevante Frage ist doch, ob seine Pläne durchführbar sind. Ich glaube, dass sehr viele Amerikaner das verneinen.

**Trump führt einen aggressiven Wahlkampf und ist damit bei der Parteibasis bisher gut angekommen.**

Seine Grobheit wird ihm aber nicht helfen, sondern schaden. Er könnte seine Kandidatur verbessern, würde er sich darauf beschränken, Ideen zu formulieren und auf Grobheiten zu verzichten. Hätte er zum Beispiel McCain nicht beleidigt, hätte er nicht die Bestrafung von Frauen gefordert, die abtreiben lassen, stünde er heute besser da.

**Eine weiterer Kandidat hat bei Ihnen studiert: Ted Cruz. Welchen Eindruck hatten Sie von ihm?**

Er war einer der besten Studenten, die ich je hatte. Cruz diskutierte mit mir sehr eifrig und stets kontrovers in den Vorlesungen. Als ich zum Beispiel meine Argumente gegen die Todesstrafe vortrug, plädierte er dafür.

**Wie wäre er als Präsident?**

Cruz ist sehr intelligent. Er ist einer konservativen Ideologie verpflichtet. Das macht es



«Clinton würde Trump besiegen»: Starjurist Dershowitz.

bei vielen Themen leichter, seine Politik im Voraus abzuschätzen. Darin unterscheidet er sich von Trump. Trump ist ein Pragmatiker, und das gibt ihm die Flexibilität, die den Ideologen abgeht.

**Sie sind ein enger Freund der Clintons und unterstützen den Wahlkampf von Hillary Clinton. Was werden Sie tun, wenn die Demokraten Sanders als Präsidentschaftskandidaten nominieren?**

Ich werde intensiv nachdenken müssen und sehen, wer auf der anderen Seite antritt. Sanders' Chancen gegenüber Clinton steigen, wenn sie sich in der E-Mail-Affäre weiter verstrickt. Clinton könnte darüber stolpern, dass sie als Aussenministerin einen Teil ihrer vertraulichen Dienst-Mails über ihren privaten Server abgewickelt hat.

Verlieren wir doch nicht die Proportionen. Andere Aussenminister der USA haben das vor ihr auch gemacht, zum Beispiel Colin Powell. Doch ich räume ein, dass es da einen Unterschied gibt: Sie will Präsidentin werden. Deshalb war es nicht sehr klug von ihr, den privaten Server zu benutzen.

**Abgesehen davon, dass Sie den Clintons nahestehen: Was haben Sie gegen Sanders?**

Ich wuchs mit Leuten wie Sanders auf, sie lebten in meinem Quartier in Brooklyn. Es gab damals viele Bernie Sanders, radikale sozialistische Jugendliche. Diese Kids wollten die Welt verändern, hatten aber keine Ahnung, wie sie dabei vorgehen sollten. Sanders wäre gefährlich, weil viele seiner Anhänger das liberale Gedankengut und demokratische Werte ablehnen und zudem Amerika hassen.

**Wie würde Sanders Amerika verändern?**

Sanders würde das Land von einer zentristischen zu einer extrem linken Position bewegen.

**Wäre Sanders denn Ihrer Meinung nach gefährlicher als Trump?**

Eindeutig, ja. Seine Politik würde grösseren Schaden anrichten als diejenige von Trump.

**Weshalb?**

Sanders wird von Leuten unterstützt, die bereits jetzt in den Machtzentren sitzen und die Möglichkeit haben, seine radikalen Ideen umzusetzen. Sie würden eine radikal links orientierte Politik verfolgen. Trump ist in dieser Hinsicht anders. Er ist kein Ideologe. Zudem hat seine Anhängerschaft keine Vertreter in den Machtzentren. Deshalb wäre er weniger gefährlich als Sanders. ○

## Personenkontrolle

**De Watteville, Maurer, Gasser, Widmer-Schlumpf, Hubacher, Rytz, Petry, Müller, Dell’Ambrogio, Jordan, Papst Franziskus, ██████████, Goltermann, Schwarzenegger, Weniger**

Nachdem Jacques de Watteville Anfang Jahr ankündigte, dass er im Juni als Staatssekretär für internationale Finanzfragen in Pension gehe, hat der neue Finanzminister Ueli Maurer (SVP) Ausschau nach einem möglichen Nachfolger gehalten. Jetzt ist er fündig geworden. Maurer schlägt dem Bundesrat keinen sturmerprobten Diplomaten aus dem Aussendepartement vor, sondern den Generalsekretär seines Finanzdepartementes, Jörg Gasser. Maurer hatte den Stabschef von seiner Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) übernommen. Gasser stiess 2008 als Referent zum Generalsekretariat des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes (EJPD) unter der damaligen Justizministerin Widmer-Schlumpf. Nach dem Rücktritt von Widmer-Schlumpf war lange Zeit unklar, ob Gasser den Machtwechsel im Finanzdepartement überleben würde. Jetzt befördert ihn der neue Finanzminister zum Staatssekretär für heikle internationale Finanzdossiers. Die Überraschung ist gross. (hmo)

Welche Rolle soll die Armee spielen, falls sie an der Grenze bei einem hohen Aufkommen von Asylbewerbern zum Einsatz kommt? Rechte Politiker werfen dem Bund vor, militärische Kräfte statt für die Grenzsicherung lediglich als eine Art Empfangskomitee zur Versorgung von Flüchtlingen vorzusehen. Erhellend dazu ist die Antwort des früheren SP-Präsidenten Helmut Hubacher auf eine entsprechende Frage der *Basler Zeitung*. Über eine Armee an der Grenze «als Heilsarmee» zur Unterstützung ziviler Behörden, «bei der Verpflegung der Flüchtling beispielsweise», lasse sich diskutieren, meinte Hubacher. Der eben neunzig Jahre alt gewordene Doyen der Schweizer Sozialdemokratie sprach hier wohl aus, was sich die gegenwärtige Führung der SP in derartiger Klarheit nicht zu formulieren getraut. (are)

Die Grünen würden in Zukunft nicht immer einer Meinung sein, verhiess die Berner Nationalrätin Regula Rytz, als die Landespartei sie am letzten Samstag zur alleinigen Präsidentin wählte: «Debatten und Auseinandersetzungen gehören zu einer lebendigen Partei.» Weniger Sinn für Meinungsvielfalt verriet die Historikerin, als Autonome mit Drohungen verhinderten, dass die Präsidentin der Alternative für



Die Überraschung ist gross: Jörg Gasser.



Die Armee als Heilsarmee: Helmut Hubacher.



Hebt wieder einmal ab: Mauro Dell’Ambrogio.

Deutschland, Frauke Petry, als Gast der Auns im Berner Hotel «National» auftreten kann. «Zum Glück wird auf diese Provokation verzichtet!», twitterte die höchste Grüne; «Stadt Bern: 83% Nein zu DSI, 85% Nein zu Ecopop, 72% Nein zu MEI». Das sollte wohl heissen: Um solch kuschlige Einhelligkeit nicht zu stören, lässt sich sogar eine krasse Verletzung der Meinungs- und Versammlungsfreiheit vertreten. In Zofingen, wo die Grünen tagten, beträgt ihr Anteil im Einwohnerrat: null Prozent. (sär)

Die «Milchkuh-Initiative», über die am 5. Juni abgestimmt wird, setzt sich für mehr Kostenvorbehalt beim öffentlichen Verkehr ein und vertritt damit ein durchaus liberales Anliegen. Bei der FDP-Parteiversammlung letzte Woche folgten die Delegierten ihrem abtretenden Chef Philipp Müller trotzdem und beschlossen mit 210 zu 134 Stimmen die Nein-Parole. Welch unfeilsinniges Abschiedsgeschenk! (fsc)

Der Staatssekretär für Bildung, Forschung und Innovation Mauro Dell’Ambrogio hebt wieder einmal ab: An der Spitze einer hochrangigen



Vor den Mauern des Vatikans: Papst Franziskus.



Wenig Sinn für Meinungsvielfalt: Regula Rytz.

wissenschaftlichen Delegation reist er kommende Woche in den Libanon. Davor war er bereits in Indonesien und China unterwegs. Auch im letzten Jahr spulte Dell’Ambrogio ein beachtliches Reiseprogramm ab. Dass er lieber als «Bildungsaussenminister» in der Welt herumjettet, als in Bern bildungspolitische Knochenarbeit zu verrichten, ist im Parlament ein offenes Geheimnis. Parlamentarier spötteln bereits, man vernehme immer dann etwas vom Staatssekretär für Bildung, wenn sein Amt eine Pressemitteilung über eine seiner Dienstreisen verbreite. (hmo)

Die Schweizerische Nationalbank (SNB) gibt nicht nur neue Fünzigernoten heraus, sie kauft auch Fremdwährungen. Die Sichtguthaben von Schweizer Banken bei der SNB haben über die letzten zwei Wochen um rund fünf Milliarden Franken zugenommen. Führt man diese Entwicklung, wie es die *Neue Zürcher Zeitung* tut, auf SNB-Interventionen zur Schwächung des Frankens zurück, so bedeutet dies: Für jeden Einwohner der Schweiz hat SNB-Präsident Thomas Jordan im Durchschnitt

jüngst Euro-Geld im Wert von mehr als sechshundert Franken gekauft. (fsc)

**Papst Franziskus** erntet viel Lob für seine demonstrative Mildtätigkeit gegenüber den Mühseligen und Beladenen dieser Welt. Mit grosser Geste liess das Kirchenoberhaupt anlässlich eines Besuchs auf der griechischen Insel Lesbos drei syrische Flüchtlingsfamilien im aviatischen Papamobil nach Rom fliegen. Wer vor dem geistigen Auge bereits arabische Männer, Frauen und Kinder durch den Apostolischen Palast flanieren sieht, täuscht sich allerdings: Die Flüchtlinge werden zwar vorübergehend in der päpstlichen Pfarrei Sant'Anna untergebracht, die an der Grenze zwischen Italien und dem Vatikanstaat liegt. Die politische Verantwortung gibt der Pontifex dann aber doch lieber vor den Mauern des Vatikans ab – seine Schutzbefohlenen sollen in Italien einen Asylantrag stellen. (fsc)

## Nachruf



*Stimme aus dem Jenseits:* Phil Sayer.

**Phil Sayer (1953–2016)** — Londoner U-Bahn-Station Finsbury Park, 8 Uhr morgens. Das Perron ist mit Pendlern vollgepackt, die Züge holen sie im Dreiminutentakt ab. Mal für Mal ist der Spruch «Please mind the gap between the train and the platform» zu hören und dann der Zusatz «Stand clear of the closing doors, please». Die Pendlers drängeln zügig in die U-Bahn-Wagen, ignorieren die Warnungen aus den Lautsprechern schnöde. Dabei spricht eine Stimme aus dem Jenseits zu ihnen – Phil Sayer. Der eben verstorbene Radiomann hat die warnenden Sätze mit seiner bestimmten Stimme gesprochen. Sie

tönt zwar nicht nach militärischer Befehlsausgabe, lässt aber dennoch keinen Widerspruch zu. Phil Sayer war mehr als zehn Jahre lang die Sprechautorität, die den Londonern und den Touristen täglich das Leben rettete.

Seit den zwanziger Jahren werden in der Londoner U-Bahn-Ansagen über Lautsprecher durchgegeben. Erst später in den sechziger Jahren kamen die Warnungen vor dem *gap* dazu, vor dem tückischen Zwischenraum beim Einstieg. Umstritten ist, ob sie noch viel zur Sicherheit beitragen.

Phil Sayer kam 1953 als Sohn eines Städteplaners in Norwich zu Welt und hatte eine unglückliche Kindheit. Nach der Schulausbildung arbeitete er bei verschiedenen kommerziellen Radiostationen in Grossbritannien und in der Mittelmeergegend. In den Achtzigern kam er zum nördlichen Regionalsender der BBC, später gründete er mit seiner zweiten Frau Elinor Hamilton ein professionelles Sprechunternehmen und wurde bei London Underground unter Vertrag genommen. Auch seine Frau ist in der Tube zu hören, allerdings nicht auf den Paradelinien Piccadilly, Jubilee und Northern Lines, die blieben dem Meister vorbehalten. Sayers Sprache wurde so geschätzt, dass auch die Eisenbahnen seine Dienste in Anspruch nahmen. Die «klassenlose Stimme» (*Telegraph*) gibt auf Bahnhöfen Ankunft und Abfahrt von Zügen durch, die üblichen Verspätungen inklusive. «Metal Mickey» lautete sein Übername beim Bahnpersonal. Nun ist Sayer mit 62 Jahren an einer Krebserkrankung gestorben, aber er wird weiterhin zu hören sein. *Rolf Hürzeler*

# Unter die Lupe genommen:

Ihre Spezialistin für Digitalisierung in KMU.



Edina Muja  
Mitarbeiterin  
Kundendienst

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Bedienung Ihrer Geräte haben oder unseren technischen Support in Anspruch nehmen möchten – wir stehen Ihnen zur Seite.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Edina Muja | Tel. 044 578 78 78 | [upc-cablecom.biz](http://upc-cablecom.biz)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc cablecom  
business

## Sommarugas Weg

Von Alex Reichmuth — Asylministerin Sommaruga legt ihren Notfallplan vor. Anstatt auf Abwehr setzt sie auf Willkommenspolitik. Die Kantone applaudieren. Selbst SVPler nicken brav. Die Schweiz kopiert die asylpolitischen Irrtümer Deutschlands.

Im letzten Sommer griff Guido Graf (CVP) zum rhetorischen Zweihänder. In einem offenen Brief und in Interviews kritisierte der Luzerner Sozialdirektor die Asylpolitik des Bundes scharf. Die Kapazitäten seines Kantons und der Luzerner Gemeinden, Asylbewerber aufzunehmen, seien erschöpft, so Graf. «Unser System ist am Zusammenbrechen.» Der Regierungsrat bezeichnete seine Kritik als «Notruf» an die zuständige Bundesrätin Simonetta Sommaruga. «So kann es nicht weitergehen», mahnte er mit Blick auf deren Asylpolitik.

Inzwischen ist vieles passiert: Im Herbst stieg im Zuge grosser Migrationsströme über den Balkan die Zahl der Asylbewerber auch in der Schweiz nochmals deutlich an. Ende 2015 war man dann bei knapp 40 000 Asylgesuchen angelangt – zwei Drittel mehr als im Jahr zuvor. In den ersten Monaten dieses Jahres liess der Ansturm zwar jahreszeitlich bedingt und wegen der Sperrung der Balkanroute etwas nach. Dennoch kamen im ersten Quartal über 80 Prozent mehr Asilmigranten als 2015 an. Und schon in wenigen Wochen könnte die Schweiz von einem noch viel stärkeren Zustrom betroffen sein, wenn Zehn- oder gar Hunderttausende Migranten von Libyen (siehe Seite 23) mit Booten nach Italien übersetzen und Richtung Norden in ihre Wunschdestination weiterziehen. Weil Frankreich und Österreich ihre Grenzen weitgehend geschlossen haben, könnte die Mehrheit dieser Migranten den Weg in und durch unser Land wählen.

### «Riesenschwindel»

Vor diesem Hintergrund hat sich letzte Woche der Bund mit den Kantonen und Gemeinden mit viel öffentlichem Getöse auf einen «Notfallplan Asyl» geeinigt. Es ist eine Art logistischer Masterplan, der regelt, wie die Registrierung und Versorgung aller Asylbewerber sichergestellt werden kann, sollte die Migration aus dem Süden stark ansteigen. Der Plan verteilt akribisch die Zuständigkeiten, beschränkt sich aber auf organisatorische Aspekte. Massnahmen, um einem Massenansturm vorzubeugen, enthält er keine einzige. Die sofortige Zurückweisung von Migranten, zahlenmässige Limiten oder gar die Schliessung der Grenzen: All das ist schlicht kein Thema und kommt mit keinem Wort vor. «Es geht darum, zu wissen, welche Akteure in dieser Situation was zu tun haben», brachte Hans-Jürg Käser (FDP), Präsident der Konferenz der kantonalen Justiz- und Poli-

zeidirektoren, den Geist dieses Notfallplans auf den Punkt.

Zugestimmt hat dem einseitigen Konzept auch Guido Graf. Statt wie zuvor die Missstände im Asylwesen anzuprangern, gibt sich der Luzerner Sozialdirektor nun plötzlich handzahn. Es sei «sinnvoll», die Notfallplanung von Bund und Kantonen aufeinander abzustimmen, sagte er gegenüber der *Neuen Luzerner Zeitung*. Auf die Frage, ob es nicht illusorisch sei, dass die Kantone gemäss dem schlimmsten Szenario innert Kürze 21 000 Unterbringungsplätze bereitstellen könnten, beschwichtigte Graf: «Wenn dieses Szenario eintritt, dann ist das eine reale Aufgabe, die wir zu lösen haben.»

Mit markanten Worten hat sich bis vor kurzem auch Oskar Freysinger (SVP) zur Asylpolitik geäussert. Ein «Riesenschwindel» sei diese,

### Zahlenmässige Limiten oder gar die Schliessung der Grenzen: All das ist schlicht kein Thema.

wetterte der Walliser Staatsrat und Sicherheitsdirektor im letzten September. Den Zustrom an Asylanten bezeichnete er als «durchorganisiertes Geschäft», und die Annahme, es handle sich bei den Migranten überwiegend um Flüchtlinge, als «Witz». Freysinger zog über die «idiotischen Politiker in Europa» her und warnte vor Zuständen wie in Deutschland: «In zehn Jahren spätestens ist die Bundesrepublik kaputt!» Im November brachte sich der Walliser als Bundesratskandidat ins Gespräch, um Sommaruga als Justizministerin abzulösen und das «Asylchaos» aufzuräumen. «Dafür bin ich der ideale Kandidat», brüstete er sich gegenüber dem *Blick*. Auch vor dem Treffen von Bund, Kantonen und Gemeinden letzte Woche gab sich Freysinger kompromisslos. Er werde verlangen, sagte er dem *Walliser Boten*, «dass an den Schweizer Grenzen wieder gezielt Kontrollen eingeführt werden». Personen aus Erstaufnahmeländern und sicheren Drittstaaten seien «zu blockieren».

Was war das Resultat? Oskar Freysinger hat dem zahnlosen Notfallkonzept genauso zugestimmt wie Guido Graf. Auf seinen Antrag beschlossen die kantonalen Sicherheitsdirektoren lediglich, den Bundesrat nachträglich per Brief zu bitten, auch Begrenzungsmaßnahmen in Erwägung zu ziehen.



Prinzip Hoffnung: Bundesrätin Sommaruga in

Klare Worte vor dem Treffen letzte Woche liess auch Norman Gobbi (Lega/SVP) verlauten. In Italien befürchte man eine Verdoppelung der Migrationszahlen gegenüber 2015, mahnte der Tessiner Staatsrat und ehemalige offizielle Bundesratskandidat gegenüber dem *Blick*. Dies werde nicht ohne Folgen für die



einem äthiopischen Flüchtlingslager, 2015.

Schweiz bleiben. Weil Frankreich und Österreich ihre Grenzen dichtmachten, «ist die Schweiz dann das einzige Tor zu Nordeuropa». Doch auch Gobbi sagte nur wenige Tage später ja zum Notfallkonzept des Bundes. Gegenüber der *Weltwoche* begründet der Tessiner seine Zustimmung mit dem erwähnten Brief

an den Bundesrat und der Bitte um Begrenzung der Asylzuwanderung. Dass der Brief zu spät komme, weil das Notfallkonzept ja bereits beschlossen ist, lässt Gobbi nicht gelten. «Dieses Konzept enthält erst Eckwerte. Die Massnahmen müssen sowieso noch konkretisiert werden.»

Es gab seitens der Kantonsvertreter am Treffen letzte Woche eine einzige Nein-Stimme: die von André Rüegsegger (SVP), Sicherheitsdirektor des Kantons Schwyz. Der Schwyzer Landammann Andreas Barraud (SVP) hatte letztes Jahr die Asylpolitik Berns ebenfalls heftig kritisiert. «Ein Umdenken muss stattfinden, denn die heutige Regelung und die Praxis im Asylwesen sind so nicht mehr tragbar», forderte Barraud im August gegenüber der *Neuen Luzerner Zeitung*. Die Kantone müssten sich zusammenschliessen und vom Bund einen Marschhalt verlangen. Aus bestimmten Regionen sollten keine weiteren Asylbewerber mehr aufgenommen werden, so Barraud.

### Deutschlands Fehler wiederholen

Konsequenterweise lehnte André Rüegsegger das Notfallkonzept ab, das die Politik der offenen Grenzen zementiert. «Eine Vorsorgeplanung ist schon okay», sagt Rüegsegger gegenüber der *Weltwoche*. «Aber irgendeine Form von Steuerung oder Begrenzung hätte zwingend in das Konzept gehört.» Zwar hätten am Treffen einige andere Kantonsvertreter entsprechende Kritik geübt, so Rüegsegger. «Der Bund war aber nicht bereit, darüber zu diskutieren.» Den Bundesrat nachträglich in einem Brief um Prüfung einer Asylbegrenzung zu bitten, sei nur eine «Pro-Forma-Aktion».

Deutschland und Österreich haben im letzten Herbst erlebt, was auf einen Staat zukommen kann, wenn dieser einen grossen Zustrom an Asylbewerbern lediglich verwaltet. Hunderttausende von Migranten marschierten damals durch Österreich nach Deutschland. Die *Weltwoche* konnte sich im letzten November an der deutsch-österreichischen Grenze ein Bild von der beeindruckenden Logistik machen, mit der Deutschland bis zu 10 000 Ankömmlinge pro Tag empfing, registrierte, versorgte und über das ganze Land verteilte. Das Prozedere war generalstabsmässig, effizient – aber letztlich verantwortungslos. Der grosse Zustrom an Migranten während einiger Monate bescherte Deutschland rasch ansteigende Ressourcen- und Sicherheitsprobleme. Hätten die Balkanstaaten und Österreich den Durchmarsch der Asylmigranten inzwischen nicht gestoppt, wäre es in der Bundesrepublik möglicherweise zu Volksaufständen gegen die Willkommenskultur der Kanzlerin gekommen.

Simonetta Sommaruga aber scheint genau den Fehler unbeschränkt offener Grenzen wiederholen zu wollen. «Wenn einzelne Staaten

## Ungarn

### «Schengen 2.0»

Wie Orbán die europäische Asylpolitik ändern will.

Von Boris Kálnoky



Neuer 10-Punkte-Plan: Viktor Orbán.

Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán tourt derzeit durch Europa, um dieses, wie er meint, in der Flüchtlingspolitik zur Vernunft zu bringen. Nachdem die Europäische Kommission zwei Entwürfe für eine Reform der Asylpolitik vorgestellt hat, die einen weiteren Kompetenzverlust der Nationalstaaten sowie die Aufnahme und EU-weite Verteilung von Flüchtlingen vorsehen, kontert Orbán mit einem eigenen Vorschlag namens «Schengen 2.0». Es ist das genaue Gegenteil dessen, was der EU-Kommission (und der deutschen Regierung) vorschwebt.

Orbán will nicht das Asylsystem «europäisieren», sondern den Grenzschutz. Die Staaten der Schengen-Zone sollen demnach verpflichtet werden, ihre Grenzen für Flüchtlinge ganz zu schliessen. Wem das nicht gelingt, dem soll die EU beispringen. Mitgliedsstaaten hätten zwar das Recht, solche Hilfe abzulehnen, würden dann aber aus der Schengen-Zone fliegen. Das alles steht unter «Punkt 1» auf der Liste von zehn Vorschlägen.

Die Asylpolitik möchte Orbán ganz aus Europa herauslösen. Sein Vorschlag: Nur noch in «Hotspots» ausserhalb Europas sollen Flüchtlinge Asyl in Europa beantragen dürfen. Die Anträge würden dann geprüft, und jene Länder, die das wollen, können beliebig viele oder wenige Flüchtlinge aufnehmen. Oder eben gar keine (Punkt 4).

Grundsätzlich sieht Orbáns Plan vor, die Asylpolitik voll den Nationalstaaten zu überlassen. Die Einführung verbindlicher Umverteilungsmechanismen für Flüchtlinge in der EU wird abgelehnt (Punkt 10).

Orbán hofft nun, mit diesen Vorschlägen und mit Hilfe anderer Staaten in Ost- und Mitteleuropa die Asyldebatte entscheidend zu beeinflussen.

für sich Massnahmen ergreifen, verlagern sie das Problem, aber sie lösen es nicht», kommentierte sie die Abwehrmassnahmen Österreichs gegenüber dem *Sonntagsblick*. Die Lösung könne nur eine gemeinsame und solidarische europäische Politik sein, so die Asylministerin: «Alle EU-Länder müssen ihre Verantwortung wahrnehmen.» Eine wirkungsvolle Asylpolitik Europas bleibt aber auf absehbare Zeit eine Illusion – zumindest, wenn es um Massnahmen geht, die über wohlklingende Absichtserklärungen hinausgehen. Selbst das gefeierte Rücknahmeabkommen der EU mit der Türkei funktioniert bisher praktisch nur auf dem Papier. Dass der Migrantstrom über die Ägäis zu den griechischen Inseln derzeit fast versiegt ist, hat wohl mehr mit der Blockade an der griechisch-mazedonischen Grenze zu tun und mit der Drohung gegenüber den Bootsflüchtlingen, in die Türkei zurückgeschifft zu werden.

### Zustrom scheint gottgegeben

Würde Sommaruga eine verantwortungsvolle Asylpolitik verfolgen, müsste sie die Strategie des Bundes den realen Verhältnissen in Europa anpassen, statt sich an einer Traumwelt zu orientieren. Österreich macht es vor: Mit baulichen Massnahmen bereitet sich das Nachbarland am Brennerpass auf den absehbaren Migrantstrom aus dem Süden vor. Eine Gesetzesänderung ermöglicht es der Regierung, allenfalls den Notstand auszurufen und das Asylrecht einzuschränken. Denn die öffentliche Ordnung und Sicherheit ist ein ebenso schützenswertes Gut wie der unbeschränkte Zugang zum Asylverfahren.

In den Communiqués, die der Bund zusammen mit den Kantonen letzte Woche veröffentlicht hat, erscheint der Zustrom an Migranten aber als etwas quasi Gottgegebenes. «Europa sieht sich aktuell mit der grössten Flüchtlingsbewegung seit dem Zweiten Weltkrieg konfrontiert», steht dort gleich zu Beginn – um zu signalisieren, dass die Migranten erstens alles Flüchtlinge seien und zweitens deren Wanderung sowieso nicht aufzuhalten sei. Dass die Kantone solche Verlautbarungen mittragen, die dem Credo Sommarugas entsprechen, mag erstaunen. Die Hintergründe des Kniefalls vor der Bundesrätin dürften aber mit der Hoffnung auf höhere Abgeltungen für die zugewiesenen Asylanten zu erklären sein. Seit langem bemängeln die Kantone, die derzeitigen Pauschalen des Bundes deckten ihre Kosten nicht. Möglicherweise haben die Bundesvertreter hinter den Kulissen eine Erhöhung in Aussicht gestellt. Die Abmachung würde dann heissen: Der Bund bezahlt, die Kantone schweigen. Es wäre ein Deal zu Lasten der Steuerzahler. Denn letztlich müssen sie die Folgen einer unbegrenzten Asylaufnahme finanzieren – egal, ob das Geld vom Bund oder von den Kantonen kommt. ○

## EU

# Zäune, Sperren, Militär

Von Wolfgang Koydl — Selbst im luxemburgische Schengen – Vorbild des freien Personenverkehrs – kontrolliert die Polizei nun die Grenze. Was tun die anderen Länder Europas gegen den Flüchtlingsstrom?



Italienisch-österreichische Gränze, 3. April 2016.

**Norwegen** — Die «Veloroute» aus Russland über den nördlichsten Grenzübergang Europas ist für Migranten gesperrt. Oslo kontrolliert zudem Reisende aus Schweden und auf Fähren.

**Finnland** — Seit September 2015 wird die Grenze zwischen den Schengen-Staaten Finnland und Schweden kontrolliert. Im März schloss Helsinki den Grenzübergang Raja-Jooseppi zu Russland für alle Reisenden ausser Finnen, Russen und Weissrussen.

**Schweden** — Kontrollen an allen Land- und Seegrenzen, besonders in Zügen auf der Öresund-Brücke aus Dänemark und in den Häfen im Süden.

**Dänemark** — An der Schengen-Grenze zu Deutschland wird seit Ende des Jahres 2015 an allen Übergangspunkten kontrolliert.

**Deutschland** — Grundsätzlich gilt für alle Grenzen erhöhte Bereitschaft, aber im Fokus stehen die Grenzübergänge nach Österreich und teilweise in die Tschechische Republik. Innenminister Thomas de Maizière stellte grundsätzlich eine Rückkehr zum freien Transit für 13. Mai in Aussicht.

**Niederlande** — Verstärkte Schleierfahndung und Stichproben auf Autobahnen aus Deutschland und Belgien.

**Belgien** — Seit Februar Kontrollen an der französischen Grenze und im Hafen von Zee-

brugge als Folge der Ankündigung Frankreichs, das Migrantlager «Dschungel» in Calais zu räumen. Zusätzliche Kontrollen an der deutschen Grenze nach den Terroranschlägen von Brüssel.

**Frankreich** — Kontrollen an allen Aussen Grenzen im Rahmen des nach den Terroranschlägen vom 13. November verhängten Ausnahmezustands.

**Spanien** — Meterhohe Sperrzäune rings um die Exklaven Ceuta und Melilla in Marokko. Verstärkte Seepatrouillen und Rückführung aufgegriffener Migranten.

**Österreich** — Ursprünglich als «Tür mit Seitenteilen» verniedlicht, hat Wien seine Sperranlagen entlang der Grenzen zu Un-

## Im «Extremfall» will Österreich den Alpenpass nach Italien schliessen.

garn und Slowenien deutlich aufgerüstet. Trotz wütender Proteste aus Rom sind nun Bauarbeiten für eine «Brenner-Barriere» in vollem Gang. Im «Extremfall» will Österreich den Alpenpass nach Italien schliessen und selber Kontrollen auf italienischem Territorium durchführen. Soldaten des Bundesheeres werden zum «Assistenzeinsatz» an die Grenzen abkommandiert.

**Slowenien** — Ein Stacheldrahtzaun schützt 100 Kilometer der 670 Kilometer langen Grenze zum EU-Nachbarland Kroatien.

**Slowakei** — Bereitstellung mobiler Grenzsicherungsanlagen angekündigt.

**Ungarn** — Europas erster Anti-Migranten-Wall löste anfangs wütende Proteste aus, reduzierte den Zustrom auf ein Minimum und wurde schliesslich zum Vorbild. Heute hat der ungarische Zaun sogar einen eigenen Wikipedia-Eintrag in vierzehn Sprachen. Das Militär hilft bei der Grenzsicherung.

**Mazedonien** — Seit dem Entstehen des wilden Flüchtlingslagers nahe dem griechischen Idomeni ist der mazedonische Grenz zaun die derzeit berüchtigtste Sperre Europas. Grenztruppen werden von der Armee unterstützt.

**Bulgarien** — Zäune sichern schon seit Jahren Teile der Grenze mit der Türkei. Diese Anlagen wurden in den letzten Monaten verstärkt. Hinter der Grenze machen immer häufiger Privatmilizen mit Billigung der Regierung in Sofia Jagd auf Migranten.



«Wir sind Abenteurer»: Gefängnis von Garabulli.

## Nordafrika

# Auf dem Sprung

Von Kurt Pelda und Mohammed Emam (Bilder) — Für afrikanische Migranten ist Libyen das Einfallstor zu Europa. Auch der Islamische Staat hat sich an der libyschen Küste eingenistet, nur 500 Kilometer von der EU-Aussengrenze entfernt. Hier blüht der Handel der Schleuser und Schlepper.

Sanddünen und dahinter fast schwarze, bizarre Felsformationen. Die Fahrt nach Ghat im Südwesten Libyens bietet atemberaubende Panoramen. Die Gegend mitten in der Sahara gilt nicht als besonders sicher. Darum hat der Fahrer, ein älterer Targi (Einzahl von Tuareg), eine Kalaschnikow neben sich. Aus dem Autoradio plärrt ein Lied mit dem Refrain «Allah, Libyen, Muammar». Es stammt noch aus der Zeit von Diktator Muammar al-Gaddafi.

Ein Auto überholt uns. Auf der Heckscheibe ist ein grosses Bild angebracht, eine Fotomontage, die Che Guevara neben Mutassim Gaddafi zeigt, einem der Söhne des Diktators. Zusammen mit seinem Vater wurde Mutassim 2011 in der Küstenstadt Sirte gefangen genommen. Kurz nach Gaddafis gewaltsamem Tod exekutierten Rebellen auch Mutassim. Bei den Gaddafi-Anhängern gilt der kämpferische Mutassim nun bizarrerweise als der libysche Che Guevara. Viele Tuareg,

und zwar nicht nur in Libyen, trauern Gaddafi nach, denn er beschäftigte viele Nomaden aus der Sahara als gutbezahlte Soldaten und Söldner. Manche Ewiggestrige glauben sogar, dass die Videos vom Tod des Tyrannen gefälscht seien und dass ihr Idol irgendwo im Exil weiterlebe.

### Auf den alten Sahara-Routen

In der kleinen Tuareg-Stadt Ghat nahe der algerischen Grenze scheint die Welt noch in Ordnung und die Zeit stehengeblieben zu sein. Nach Gaddafis Sturz liessen die Lokalbehörden dessen grüne Flagge einholen, eine Abordnung der Bürger sang die alte Nationalhymne, und danach wurde die Trikolore der Unabhängigkeitsfahne aufgezogen, begleitet von den Klängen der neuen Hymne. Man hat sich mit den neuen Verhältnissen abgefunden, und zwar ohne einen einzigen Schuss abzufeuern. Im Zentrum der Ortschaft befindet sich ein Hügel,

auf dem die italienischen Kolonialisten ein Fort hinterliessen. Darunter liegt die heute unbewohnte Altstadt, ein Gewirr von Lehmhäusern und engen Gassen. Beide waren früher Touristenattraktionen, aber die westlichen Reisenden kommen schon lange nicht mehr an diesen Ort am Ende der Welt.

Früher lag Ghat an einer wichtigen Handelsroute quer durch die Sahara. Handel getrieben beziehungsweise geschmuggelt wird heute aber immer noch: subventioniertes libysches Benzin und Waffen von Norden nach Süden sowie Zigaretten, Alkohol und Migranten in der Gegenrichtung. Südamerikanisches Kokain und marokkanisches Haschisch werden in bewaffneten Konvois vor allem von Westen nach Osten, alles entlang der libyschen Südgrenze, transportiert. Ziel ist unter anderem Ägypten, die Zwischenstation für das Kokain vor der Weiterverteilung nach Europa und in den Nahen Osten. >>>

Libyens Südosten ist auch ein wichtiger Einfallstor für westafrikanische Migranten. Man sieht sie bei der Arbeit, zum Beispiel als Müllmänner, oder beim Unkrautjäten auf den künstlich bewässerten Feldern ausserhalb der Stadt. Es hat unter anderem Nigerianer, Malier, Nigrer, Gambier, Ghanaer, Togolesen und Senegalesen. Fragt man die Französischsprachigen unter ihnen, was sie hier tun, dann kommt immer die gleiche Antwort: «Nous sommes des aventuriers» (Wir sind Abenteurer). Und was mit Abenteuer genau gemeint ist, erklärt ein 16-jähriger, stotternder Bub kurz und bündig: «Es geht ums Geld.» Ein anderer Westafrikaner, etwa Mitte zwanzig, sagt: «Es ist Gott, der entscheidet, ob es ein Abenteurer durch die Sahara und übers Meer vielleicht sogar nach Europa schafft. So Gott will, werden wir ankommen und Geld verdienen, um unsere daheimgebliebenen Familien zu unterstützen. Wenn nicht, werden wir in der Wüste verdursten oder im Meer ertrinken.» Nur ein junger Somalier erzählt, dass Al-Qaida-Terroristen der Schabab-Milizen seine Familie in Somalia massakriert hätten und er deshalb nach Libyen geflüchtet sei.

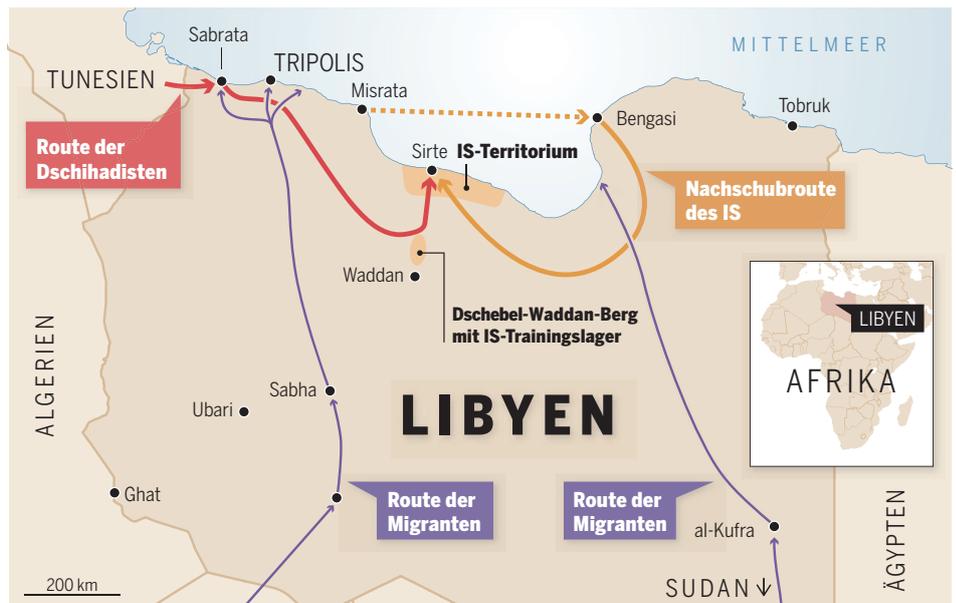
Unter den Migranten verstecken sich manchmal auch Terroristen, die sich in Libyen dem Islamischen Staat (IS) anschliessen wollen. Vertrauensleute der Terrorgruppe nehmen die angehenden Dschihadisten in Libyens Süden in Empfang und bringen sie in ein bergiges Gebiet südlich der Küstenstadt Sirte, der Hochburg des IS. Dort werden die Ankömmlinge auf Herz und Nieren geprüft und dann in Trainingslagern militärisch ausgebildet.

### Versteigerung von Menschen

«Seit Algerien seine Grenze immer schärfer kontrolliert, hat sich der Menschenschmuggel von Ghat etwas weiter nach Osten verlagert», erzählt der einheimische Journalist Mustafa Oragh. Eines der wichtigen Zentren sei nun die Oase von Qatrun. Dort würden Händler der afrikanischen Tubu-Ethnie Migranten via nigrisches und tschadisches Territorium nach Libyen schmuggeln. Grenzkontrollen gibt es auf libyscher Seite keine, weil das Gebiet von Tubu kontrolliert wird, die wiederum auch im Norden von Tschad und im Nordosten von Niger heimisch sind.

Wenn ein Händler an die hundert Migranten zusammenbringe, fährt Oragh fort, versteigere er sie an Leute, die den Weitertransport nach Norden in die Stadt Sebha organisierten. Männer sind umgerechnet ab rund 35 Franken pro Kopf zu haben, während Frauen mindestens das Dreifache kosten. Der Preisunterschied erklärt sich damit, dass Frauen als Zwangsprostituierte sehr viel mehr Geld verdienen als Männer zum Beispiel als Feldarbeiter. Dabei gibt es zwei Arten von Migranten: Die einen haben in ihrem Herkunftsland, also zum Beispiel Nigeria, schon

### Die Wege der Dschihadisten und Waffen



QUELLEN: BROCKHAUS, WELTWOCH

*Den Preis für die Überfahrt erhalten die Seeschleuser direkt von Schleppern aus Europa.*

den vollen Preis für die Reise bis an die libysche Küste beziehungsweise gar bis nach Süditalien bezahlt. Die anderen mussten sich dagegen bei den Schleppern verschulden und die Reisekosten ratenweise abstottern. Männer verdingten sich dann als Tagelöhner, wobei schätzungsweise die Hälfte des Lohns zur Schuldentilgung abgezogen wird. Verschuldete Frauen müssen sich dagegen prostituieren, in der Regel in Bordellen, die ebenfalls von Migranten frequentiert werden. Wer seine Reise schon ganz im Herkunftsland bezahlt hat, ist dagegen von Zwangsarbeit und Prostitution befreit.

### Ausgeklügeltes System

Warum zahlen Transporteure und Schmuggler gutes Geld für Migranten? Der Grund ist die Konkurrenz zwischen den Schleusern. Der Journalist Oragh spricht von einer Verkaufskette für Menschen, die wie eine Ware behandelt werden. Wer die «Ware» in Qatrun im Süden ersteigert und nach Sabha bringt, kann sie dort leicht wieder zu einem höheren Preis abstossen. Dabei sind beide Arten von Migranten Geld wert. Für diejenigen, die ihre Reisekosten schon beglichen haben, zahlen die Meeresschmuggler an der Küste umgerechnet 650 bis 1000 Franken pro Kopf. Den Preis für die Überfahrt erhalten die Seeschleuser wiederum direkt von Schleppern aus Europa, einem hochorganisierten Verbrechen. Das Geld fliesst also von «Reisebüros» in Westafrika, wo die «Pauschalreise» bereits bezahlt wurde, nach Europa, und zwar über das sogenannte Hawala-Überweisungssystem, das ohne Banken und Swift-System auskommt und deshalb nur schwer zu knacken ist. Manchmal wird das Geld auch direkt in Europa einbezahlt. Ein Guineer, der zu seinem in der Schweiz lebenden Bruder will, gibt beispielsweise an,

dass dieser die ganze Reise von der Schweiz aus organisiert und bezahlt habe.

Wer seine Reise dagegen nur in Raten abstottert, muss arbeiten oder sich prostituieren. Auch davon profitiert auf jeder Etappe in Richtung Norden der Schlepper, der die Menschen gerade gekauft hat. An den Auktionen ersteigern die Schleuser also das Recht, die Migranten eine Zeitlang für sich arbeiten zu lassen, in der Landwirtschaft, als Hausangestellte, Gärtner, Müllmänner, auf dem Bau oder als Sexsklavinnen. Und anschliessend dürfen sie ihre «Menschenware» nach erfolgtem Weitertransport auf der nächsten Auktion mit Gewinn verkaufen.

Ein Vertrauensmann an der Küste, der in der Regel die gleiche Nationalität hat wie die ihm

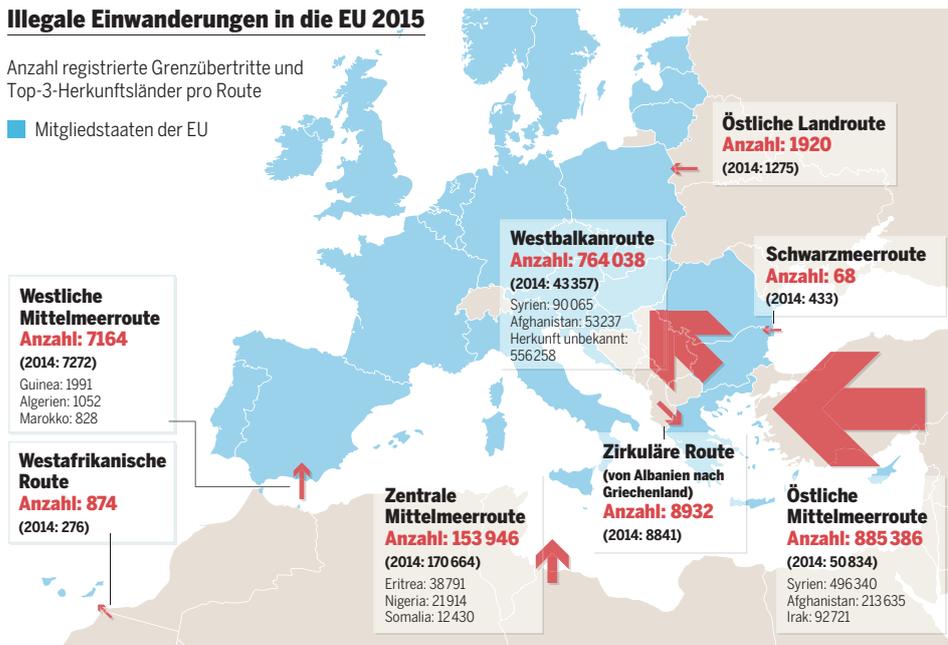


*Traditionelle Handels- und Schmuggleroute: Fahrt*

## Illegale Einwanderungen in die EU 2015

Anzahl registrierte Grenzübertritte und Top-3-Herkunftsländer pro Route

■ Mitgliedstaaten der EU



QUELLEN: FRONTEX

Über 150000 Migranten kamen übers Mittelmeer, darunter weniger als 7500 Syrer.

anvertrauten Migranten, sortiert aus, wer als «Pauschalreisender» gratis übers Meer fahren darf und wer Schulden abarbeiten muss. Das ganze Geschäft ist also nur dank einer ausgefeilten Buchhaltung möglich, was zeigt, dass das dahintersteckende organisierte Verbrechen in den letzten Jahren viel professioneller geworden ist.

Das System der Auktionen in Libyen hat für das organisierte Verbrechen den Vorteil, dass man die Transporteure nicht auf allen Reiseetappen einzeln bezahlen muss. Nur die Seeschmuggler erhalten das Geld für die «Pauschalreisenden» von den grossen Fischen im Schleusernetzwerk, und zwar in der Regel direkt aus Europa. Ein Milizenchef, der seinen

Namen nicht in der Zeitung lesen will, erwähnt das Beispiel eines Geldtransfers von 360 000 US-Dollar, den die libysche Polizei auf dem Weg von Europa in die Schmugglerhochburg Zuwara im Westen des Landes abgefangen habe. Das Geld sei für die Seeschmuggler bestimmt gewesen. Alle anderen Schleuser und Transporteure verdienen an den Migranten, indem sie die Menschen an der jeweils nächsten Auktion mit Gewinn versteigern. Der Preis pro Mensch klettert also von mindestens 35 Franken im äussersten Süden auf dem Weg nach Norden kontinuierlich bis auf maximal 1000 Franken in der Küstenregion.

### Die grösste Schlepperin ist die EU

Pro Woche kommen derzeit mindestens 2000 Migranten im Süden an, Tendenz steigend. Knapp 25 000 Menschen haben dieses Jahr schon die Überfahrt nach Italien geschafft. Und in Libyen leben derzeit – je nach Schätzung – zwischen 500 000 und 800 000 Migranten. Wie viele davon am Ende nach Europa wollen, ist nicht bekannt, aber es könnten grob geschätzt 60 Prozent sein, also vielleicht 300 000 bis 480 000 Menschen. Es gibt aber auch jene Minderheit, die einfach nur als Gastarbeiter in Libyen bleiben und Geld verdienen möchte.

Videokameras überwachen die Einfahrt, den Innenhof und die Zellen eines sogenannten Internierungszentrums in Tripolis. Gefängnisdirektor Luay Twati sitzt in seinem Büro, hinter ihm ein riesiger Bildschirm. Wenn er sich umdreht, kann er seine Häftlinge rund um die Uhr beobachten. Es sind etwa 300 Westafrikaner, unter ihnen auch ein Dutzend Kinder. Alle Gefangenen werden seit Wochen, manche auch seit vielen Monaten festgehalten, ohne Prozess

und Gerichtsurteil. Polizei und Milizen haben sie aufgegriffen, zum Teil am Strand vor der Überfahrt nach Europa, andere an Verkehrskreiseln der Hauptstadt, wo die Migranten auf Arbeit als Tagelöhner warten. «Wir machen hier die Drecksarbeit für die EU», sagt Twati, «denn wir verhindern, dass noch mehr Menschen nach Italien übersetzen. Aber wir sind auf Hilfe aus Europa angewiesen. Wir brauchen zum Beispiel mehr Patrouillenboote für unsere Küstenwache und hoffen auf Unterstützung bei der Repatriierung der Häftlinge.» Immer wenn eine ausländische Hilfsorganisation das Geld für die Flugtickets von 200 bis 300 Westafrikanern zusammenbringt, chartert die libysche Migrationsbehörde ein Flugzeug, das die Migranten nach Ghana fliegt. Von dort geht es dann per Bus in die Heimatländer.

Twati schätzt die Zahl der im ganzen Land inhaftierten Migranten auf 100 000. Das könnte etwas hochgegriffen sein. Geht man von 100 solchen «Zentren» aus mit durchschnittlich etwa 500 Häftlingen, dann kommt man auf die Hälfte, also rund 50 000 festgesetzte Migranten. Wären mehr Flugzeuge und mehr Geld vorhanden, könnten diese Menschen leicht zurückgebracht werden. Europa gewänne gleich

«Pro Woche kommen derzeit mindestens 2000 Migranten im Süden an, Tendenz steigend.»

doppelt: Zum einen kämen die Migranten nicht nach Italien, und zum andern würden diese aus den unmenschlichen Verhältnissen der libyschen Gefängnisse befreit.

Doch was tut die EU: Sie schickt mit der «Operation Sophia» Kriegsschiffe vor die libysche Küste, deren offizielle Aufgabe es ist, den Menschenhandel und die Schleuser zu bekämpfen. In Wirklichkeit tun sie genau das Gegenteil: Keines der überfüllten Schlauchboote ist in der Lage, Lampedusa oder Malta aus eigener Kraft zu erreichen. Vielmehr rechnen Schlepper damit, dass die Migranten ausserhalb der libyschen Zwölfmeilenzone von den Einsatzkräften der «Operation Sophia» aufgegriffen und auf Kosten der europäischen Steuerzahler nach Sizilien gebracht werden. Dieses neue «Geschäftsmodell» ist mitverantwortlich für die Zunahme des Migrantenstroms, und es erhöht zudem die Gewinnmargen der Schleuser. Trotz erfolgreicher Rettungsmissionen ist die «Operation Sophia» paradoxerweise auch für Tragödien mitverantwortlich wie diejenige der kürzlich ertrunkenen rund 400 Migranten vom Horn von Afrika. Gäbe es die europäischen Schiffe nämlich nicht, müssten die Schlepper die Migranten – wie früher – in halbwegs seetauglichen Schiffen nach Italien übersetzen und nicht in Schlauchbooten, die für diesen Zweck absolut ungeeignet sind.



durch die Sahara.

## Wir integrieren uns

Von Henryk M. Broder —  
«Zeichen setzen» und mehr  
Geld fordern.



**H**at man noch vor  
wenigen Jahren  
einen jungen Men-  
schen, der die Schule  
gerade beendet hatte,  
gefragt, was er oder  
sie werden möchte,  
bekam man in vier  
von fünf Fällen als

Antwort: «Irgendwas mit Medien.» Mit «irgendwas» war natürlich nicht Pfortner beim ZDF oder Gärtner beim Bayerischen Rundfunk gemeint, sondern Moderator – am besten in einer Talkshow wie «Anne Will». Diese Träume sind inzwischen ausgeträumt, denn das Genre «Talkshow» läuft sich langsam tot. Aber es gibt neue Berufe, die ebenso «angesagt» sind, wenn auch mit weniger Glanz und Glamour verbunden: Event-Manager, Insolvenzverwalter und, seit kurzem, Integrationshelfer.

Wie der Name schon andeutet, handelt es sich dabei um Kräfte, die von Amts wegen anderen Menschen helfen sollen, sich zu integrieren. So etwas wie Sozialarbeiter, nur mit einem speziellen Auftrag. Sie stehen nicht alleinerziehenden Müttern, Langzeitarbeitslosen oder schwererziehbaren Jugendlichen bei, sondern Migranten, die alles aufgegeben haben, um nach Deutschland zu kommen und den Deutschen beim Aufbau einer multikulturellen Gesellschaft zu helfen. Inzwischen hat fast jede Gemeinde, jeder Landkreis, jedes Land eine oder einen Integrationsbeauftragte/-n. Allein das Land Baden-Württemberg fördert im Haushaltsjahr 2015/16 die «Stellen-Schaffung» für 158 kommunale Flüchtlings- und Integrationsbeauftragte mit über dreizehn Millionen Euro – entsprechend der «Verwaltungsvorschrift [des Ministeriums für Integration] über die Gewährung von Zuwendungen zur Förderung der gesellschaftlichen Teilhabe und Integration». Die Integrationshelfer ihrerseits integrieren sich ebenfalls, gründen Vereine und Netzwerke, um Informationen und Erfahrungen auszutauschen. Einige gehen noch weiter, setzen sich «für die Völkerverständigung ein», dafür, «dass Freundschaften mit den Immigranten entstehen und so die Verbundenheit in Deutschland wächst». Dafür muss aber erst einmal Verbundenheit unter den Integrationshelfern hergestellt werden. Anfang der Woche kamen in Dresden 250 Integrationshelfer zusammen, «um Gesicht zu zeigen» und «ein Zeichen zu setzen, dass der Rest der Republik nicht bei Pegida mitläuft». Und um mehr Geld für die Integrationsarbeit zu fordern.

## Bundesheer der Weltverbesserer

Von Silvio Borner — Unter dem Titel «Dialog 2030» hat der Bund einen Apokalyptiker darauf angesetzt, die nachhaltige Entwicklung des Landes vorzudenken. Dem Ökonomen graut es vor den Ergebnissen.

**U**nser Bundesräte können lesen, und sie tun es auch. Bekannt ist zum Beispiel, dass manche Mitglieder des Regierungskollegiums jeweils an Wochenenden stundenlang die Sonntagspresse auf persönliche Hinweise absuchen. Wochentags überfliegen sie einseitige Memoranden zu den Tagesgeschäften von morgen.

Das ist aber noch längst nicht alles. Offensichtlich lesen sie aber auch überlange Romane mit einseitiger politischer oder ideologischer Orientierung. Konkret geht es um den Titel «Breakdown» (Untertitel: «Welt am Abgrund») des Berners Till Berger, eines Beamten im Bundesamt für Raumplanung, der sich nebenbei auch noch als Musikproduzent profiliert.

Warum ich das weiss? Wie sonst kann man sich erklären, dass der Bundesrat einem so illustren wie apokalyptisch denkenden Visionär des Weltuntergangs ein Millionenprojekt anvertraut, um die Schweiz bis 2030 wirtschaftspolitisch als Retterin vor ebendiesem klimapolitischen Weltuntergang zu positionieren?

Beteiligt an diesem Jahrhundertprojekt waren vor allem Bundesämter mit Heerscharen von entsprechenden Gutmenschen – wie das Amt für Raumplanung, die Bundesämter für Umwelt (Bafu) und für Energie (BfE) oder die Deza. Das für die Wirtschaftspolitik eigentlich zuständige Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) und das für die Bundesfinanzen verantwortliche Departement fehlen. Dafür sind natürlich die NGOs aus dem grünen Sektor sowie die links-progressiven Sozialorganisationen als Partner der staatlichen Bürokratien omnipräsent. Kein Wunder, dass die vorgelegte Agenda nicht einmal im Ansatz irgendeine marktwirtschaftlichen Grenzen auch nur erwähnt.

### Bürokratisch-grüntechnischer Komplex

Wie kommt der Bund überhaupt auf so eine Wahnsinnsidee? Wir lesen dazu: «Der «Dialog 2030» ist die Schweizer Plattform zur Umsetzung der «Agenda 2030» für nachhaltige Entwicklung [der Uno]. Die Schweiz hat sich stark für diese Agenda eingesetzt und sie mitgeprägt. [...] Jetzt geht es an die Umsetzung [...]. Der Bundesrat setzt sich national und international dafür ein.» Also wer regiert die Schweiz? Das Parlament hat eben eine ent-

sprechende Volksinitiative der Grünen samt Gegenvorschlag abgelehnt, aber die Uno gibt uns halt siebzehn völlig illusionäre und widersprüchliche Ziele vor, die jetzt, wie die

### Kein Wunder, dass die Agenda marktwirtschaftliche Grenzen nicht mal im Ansatz erwähnt.

Beamten ehrfürchtig schreiben, «ein aktives Schweizer Engagement» erfordern.

In den Zielen der Uno-Agenda 2030 kommt der Begriff «nachhaltig» vierzehnmal vor, ohne dass aber auch nur ein einziges Mal eine operationale Definition mitgeliefert würde. Das ist schon eher der Fall bei sozialen Anliegen, obwohl hier jeglicher Bezug zur ökologischen Nachhaltigkeit fehlt (Geschlechtergerechtigkeit erzielen, Hunger bekämpfen, lebenslanges

Lernen ermöglichen). Das Ziel sieben der Uno-Agenda ist für die Schweiz vor dem Hintergrund der Energiewende typisch: «Zugang zu bezahlbarer, verlässlicher, nachhaltiger und zeitgemässer Energie für alle sichern.» Alle diese Adjektive sind in sich und untereinander widersprüchlich, aber sie sind moralisch gut und für politische Propaganda noch besser.



Wer also regiert hier in der Schweiz? Analog zur von Präsident Eisenhower vor einem halben Jahrhundert gestellten Diagnose für die USA, es sei der «militärisch-industrielle Komplex», ist es hier und heute der «bürokratisch-grüntechnische Komplex», der jenseits und abseits vom Volk, vom Parlament und wohl auch vom Bundesrat die Weichen stellt für eine Planwirtschaft nicht nach sozialistischem Muster, aber nach ökologistischem Diktat. Wer daran zweifelt, soll bitte am 22. April ins Eventforum nach Bern gehen. Statt weitere Fachbücher zu schreiben, will dieser Kolumnist in Zukunft auch politische Romane in Angriff nehmen. Einen provisorischen Titel habe ich schon: «Breakdown», mit dem Untertitel: «Die Schweiz am Abgrund der Planwirtschaft». Jetzt muss ich nur noch ein Bundesamt finden, das mir all dies im Beamtenstatus finanziert.

Till Berger: Breakdown – Welt am Abgrund.  
Goldmann. 448 S., Fr. 13.90

## Es rumort auch in China

Von Hansrudolf Kamer — Am Personenkult um den grossen Führer Xi Jinping und an seiner Politik ist in letzter Zeit parteiinterne Kritik aufgekommen. Die Antwort darauf ist eine neue Repressionswelle.



**A**uch Chinas Parteielite steht unter Druck. Die Wachstumsschwäche hemmt die wirtschaftspolitische Strategie und verschärft die hausgemachten Probleme.

Der Abbau der enormen Überkapazitäten in vielen Industriezweigen stockt, und die ohnehin schwachen Reformansätze bröckeln.

Nur die militärische Aufrüstung funktioniert planmässig. Sie und die Besitzansprüche im Südchinesischen Meer verärgern die Nachbarn und treiben sie in die Arme der Amerikaner. Dazu kommt, dass die andauernde Antikorruptionskampagne Parteikader auf allen Ebenen verunsichert.

Es liegt in der Natur der Sache, dass Xi sich in den ersten drei Jahren an der Macht Feinde geschaffen hat. Es gab in den vergangenen Wochen Indizien, dass es in der Partei rumort und die Unzufriedenheit über die Zentralisierungstendenzen, den Personenkult um Xi und die Unterdrückung missliebiger Meinungsäusserungen wächst.

Kurz vor der Session des Volkskongresses, an dem Xis Fünfjahrplan angenommen wurde, erschien auf verschiedenen Websites ein anonymes, von «loyalen Parteimitgliedern» unterzeichneter Brief, der Xi zum Rücktritt aufforderte – mit dem ominösen Zusatz, man sei besorgt um dessen Sicherheit und jene seiner Familie.

Die Schreiber warfen Xi vor, er habe das Prinzip der kollektiven Führung verraten, die Macht in den eigenen Händen konzentriert und nur noch Schmeichler ermutigt. Die Unterdrückung der Presse habe in der ganzen Nation Bestürzung ausgelöst. Xi hatte im Rahmen einer «Inspektionstour» die Redaktionen des Parteiorgans *Renmin Ribao* (*People's Daily*) und der zentralen staatlichen Fernsehanstalt besucht und dabei klargemacht, die Medien hätten der Partei zu dienen und niemandem sonst.

Das war zwar nicht wirklich neu. Dass Xis parteiinterne Kritiker darauf verweisen, ist eher bemerkenswert. Sie bemängelten im Weiteren, dass die von Deng Xiaoping begründete ausgewogene Aussenpolitik gefährlichem Abenteuererturn gewichen sei. Xi habe die Nachbarländer gegen China aufgebracht und die Bevölkerungen Hongkongs und Taiwans ent-

fremdet. Missmanagement der Wirtschaft habe den Börsenkollaps im letzten Jahr verursacht.

Auch ein Blogger und Immobilienmagnat, Ren Zhiqiang, nützte seine Plattformen in den sozialen Medien zur Feststellung, die Regierung des Volks sei zu einer Regierung der Partei verkümmert. Beide Äusserungen verschwanden relativ schnell aus dem Netz, und Rens Medienkanäle wurden geschlossen. Die Suche nach den Urhebern resultierte in der vorübergehenden Festnahme von Familienmitgliedern der Verdächtigten, auch von Schriftstellern, die im Ausland wohnen.

Ren wurde mit Hohn und Spott übergossen, erhielt aber auch Unterstützung von einem Professor der zentralen Parteischule. Dieser betonte, die Unterdrückung von Kritik sei für die Partei gefährlich. Ein Finanzmagazin organisierte ein Manifest für die freie Meinungsäusserung. Ein Angestellter der staatlichen Agentur Xinhua publizierte einen Rundbrief, der längere Zeit zirkulierte und die Meinungsrepression verurteilte. Er verglich sie mit Maos Kulturrevolution.

Mit diesem «Event» hat die Parteiführung ohnehin Mühe, denn es nähert sich der fünfzigste Jahrestag dieser terroristischen Säuberungskampagne, die der grosse Steuermann noch kurz vor seinem Tod als seine grösste Erregenschaft nach dem Sieg über die Japaner

und dem Triumph im Bürgerkrieg bezeichnet hatte.

Doch damit nicht genug. Auf der Website der Zentralen Disziplinarkommission der Partei, dem wichtigsten Machtinstrument Xis im Antikorruptionskampf, wurde ein Essay publiziert, der für eine offene Debatte eintrat. «Tausend Ja-Sager können nicht einen einzigen ehrlichen Berater aufwiegen.» Das wird untermauert mit Beispielen aus der chinesischen Geschichte, Lehrsätzen des Konfuzius und Hinweisen auf Traditionen der Kommunistischen Partei.

### Wendung der Geschichte

Xi Jinping hat bei Amtsantritt versprochen, er werde dem Markt eine entscheidende Rolle geben und die Macht in einen Käfig sperren, indem er die Herrschaft des Rechts etabliere. Stattdessen hat er sich der Festigung seiner eigenen Machtstellung gewidmet. Die Chinesen warten weiter auf Reformen, die wirtschaftliche Prosperität absichern und dem Ausland eine Perspektive stabiler Entwicklung in der Region geben sollen.

Doch die aggressiven Vorstösse im Südchinesischen Meer schaffen Unruhe. Bei einer Visite in Manila letzte Woche gab der amerikanische Verteidigungsminister Carter bekannt, dass die Philippinen und die USA gemeinsame See- und Luftpatrouillen in den kritischen Gebieten aufnehmen werden.

Die Amerikaner kehren zurück auf die Clark Air Base, die 1903 entstanden war und sich im Kalten Krieg und während des Vietnamkriegs zum grössten Luftstützpunkt ausserhalb der USA entwickelt hatte. Diese Wendung der Geschichte hat Xi Jinping in seiner ganzen Machtfülle nicht vorausgesehen.



Abenteuererturn: Chinas Präsident Xi Jinping.

## Institutionenliebe mit Hintergedanken

Von Christoph Mörgeli

Die «Operation Libero» ist keine One-Man-Show.» Dieser Selbstdeklaration ist zuzustimmen. Denn es handelt sich nicht um die Show eines einzelnen Mannes. Sondern um die Show einer einzelnen Frau. Ihr Name ist Flavia Kleiner. Aus irgendwelchen Gründen verkehrte Schawinski in seiner gleichnamigen Fernsehshow mit der 25-jährigen Studentin «per du». Er führte sie ein als «rhetorisches Talent». Ihre Reaktion machte seine Behauptung aber zunichte: «Ja, also ich bin [Pause] wahrscheinlich schon [Pause] irgendwie noch so gut, irgendwie.»

Das Konzept von Roger Schawinskis Wochentalk im Staatsfernsehen ist so simpel wie unappetitlich: Wen er mag, wird penetrant umschmeichelt. Wen er nicht mag, überschüttet er mit einer Jauchedusche. Die Fragen des alternen Charmeurs an Flavia Kleiner («eine sehr erfrischende Person und Figur») waren eigentlich gar keine. Sondern Aussagen mit Ausrufezeichen: «Du machst es so wahnsinnig gut!» – «Du giltst als wahnsinnig gut organisiert!»

Dabei hätte der Interviewer Flavia Kleiner durchaus interessante Fragen stellen können. Zum Beispiel, ob sie der EU beitreten will oder nicht. Oder ob ihre «Operation Libero» kein Problem darin sieht, dass die politische Elite den demokratischen Volkswillen bei der Ausschaffung krimineller Ausländer partout nicht umsetzen will. Oder ob sie es in der Demokratie als Staatsform der Alternativen richtig findet, zwischen «anständigen» und «unanständigen» Meinungen zu unterscheiden. Oder wie sie ihren Anstandsanspruch mit dem Begriff «SVP-Trolls» oder dem Satz vereinbart: «Man muss zeigen, dass die SVP-ler nur Radaubruder sind.»

Die aufgesetzte Institutionenliebe der «Operation Libero» ist nichts anderes als das vorgezogene Bewerbungsschreiben von potenziell arbeitslosen Geisteswissenschaftlern. Mit der Diffamierung Andersdenkender wollen sie sich eine Pole-Position für künftige Stellen im staatlichen und parastaatlichen Sektor ergattern. Ihre Aktivisten inszenieren sich als letzte Verteidigungslinie der Zivilisation gegen die angebliche Mongolenherde der SVP. Bezahlen dürfen den Unfug die von ihnen verhöhnnten, SVP-wählenden Unternehmer, Gewerbetreibenden, Ingenieure, Ärzte und Angestellten – kurz, das Rückgrat unserer Leistungsgesellschaft, zu welcher die «Libero»-Studenten definitiv nicht zählen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Doris L., ab ins Verkehrsmuseum

Von Peter Bodenmann — Mercedes-Lastwagen rollen mit fünfzehn Meter Abstand bereits vollautomatisch über deutsche Autobahnen.



Nächstens müssen elektrisch angetriebene Robo-Lastwagen nur alle 1000 Kilometer nachgetankt werden.

Die Schweiz wird mit viel Tamtam den neuen Gotthardtunnel eröffnen. Merkel, Hollande und Renzi werden anreisen.

Die wahre Revolution findet derweil auf der Strasse statt. Mercedes testet zurzeit auf deutschen Autobahnen bereits das fast autonome Fahren von Lastwagen im Konvoi. Der Abstand von einem Lastwagen zum andern schrumpft auf zehn bis fünfzehn Meter. Wenn der erste bremst, bremsen alle andern mit einer Zeitverzögerung von 0,1 Sekunden.

### Alle durch den Brenner

Auf einer einzigen Fahrspur könnten so pro Stunde mehr als 5000 Lastwagen von St. Margrethen nach Genf brettern. Pannestreifen sind nächstens überflüssig. Staus auf Schweizer Autobahnen werden aussterben wie einst die Dinosaurier.

Gleichzeitig testet Mercedes elektrisch angetriebene Lastwagen, die ohne Nachtanken eine Reichweite von tausend Kilometern haben. Noch sind es Siebentöner, bald einmal werden es auch Vierzigtöner sein.

Das *Handelsblatt* – die wichtigste Stimme des deutschen Kapitals – fordert von Merkel: «Eigentlich müsste der Bund als Eigentümer die Deutsche Bahn dazu zwingen, in grossem Stil in das Geschäft mit den Robo-Lastwagen einzusteigen [...] Es ist dringend notwendig, Transportkonzepte und Verkehrsketten zu

fördern, statt lediglich Autobahnen und Schienenstränge.»

Die Schweiz hat mit dem Gotthardbasistunnel – entgegen allen Anti-EU-Fantasien – keinen Trumpf mehr in der Hand. Weil allein der Brenner im anbrechenden Zeitalter der Elektro-Robo-Lastwagen locker auch den gesamten Gotthardverkehr umweltfreundlich mit übernehmen kann.

Die Bahn sollte sich – wenn sie nicht untergehen will – subito neu erfinden. Erstens muss SBB Cargo mit Robo-Lastwagen – wie vom *Handelsblatt* gefordert – die Konkurrenz an die Wand drücken. Und zweitens müssen die SBB auf der Schiene eine vergleichbare Revolution einläuten, wie sie jetzt auf der Strasse so oder so stattfindet. Neu braucht es kleine Kompositionen für Personen und Container, die geräuscharm mit mindestens 200 Kilometer pro Stunde auch durch den Gotthardbasistunnel sausen. Dies unter Beachtung des relativen Sicherheitsabstandes – wegen der höheren Geschwindigkeit – von dreissig Metern.

Das bestehende und das neubestellte SBB-Rollmaterial gehören in das Verkehrsmuseum Luzern. Zusammen mit einer Statue von Doris L. in das offenbar geplante neue Wachsfigurenkabinett, Abteilung «Verpasste Chancen».

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Generation Comedy

Von Kurt W. Zimmermann — Der Fall Böhmermann ist im heutigen Fernsehen systemimmanent. Am TV wütet der Humor der Härte.

Der dritte Kanal des Schweizer Radios hat eben einen neuen Mitarbeiter angestellt. Es ist der Spassmacher Stefan Büsser. Der dritte Kanal war mächtig stolz auf die Neuverpflichtung.

Man verschickte darum ein Communiqué und lobte sich selbst: «Radio SRF 3 baut seine Comedy-Kompetenz weiter aus.»

Comedy-Kompetenz. Schöner Ausdruck. Naive Gemüter hatten bisher geglaubt, die Kernkompetenz des öffentlich-rechtlichen Rundfunks liege eher bei der Information als bei der Blödelei.

Nun hat auch die SRF-Spitze schon länger gemerkt, wie der Zeitgeist weht. Nichts gegen Schengen, aber Scherze sind besser. Nichts gegen Putin, aber Pointen sind besser.

Büsser ist ein artentypischer Vertreter des Genres Staatsfunk-Stand-up. Die Sprache ist oft derb und, wie in der Branche üblich, angereichert mit Fäkalvokabular. Wenn Büsser «Scheisse» sagt, und das tut er gern, dann jubelt das Publikum im Studio.

Gegen den deutschen Co-Comedian Jan Böhmermann aber ist das noch gar nichts. Der nannte den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan einen Ziegenficker mit Schruppel-Hoden, schwul obendrein, der Kinder pornos schaue. Solch feinsinniger Frohsinn führte im Auditorium zu wieherndem Gelächter.

Das genau ist das Muster dieser «Generation Comedy», wie sie die *Frankfurter Allgemeine* trefflich beschrieb. Die Generation Comedy steht für die öffentliche Inszenierung des zweifelhaften Geschmacks.

Comedy-Shows finden immer vor Publikum statt. Diese Theatralik ist zwingend, weil erst dies den zweifelhaften Geschmack populistisch legitimiert. Als Background der Gags braucht es am Bildschirm das Gejohle der Teppichetage. Je tiefer die Comedians die Schublade hängen, umso höher steigt oft die Begeisterung der Zuschauer. Je anzüglicher die Witze sind, umso lauter trommeln sie mit den Füßen auf den Boden.

Genau dieser wohlfeilen Versuchung ist Jan Böhmermann erlegen. Es machte darum keinen Unterschied, dass er für den öffentlich-rechtlichen Sender ZDF im Einsatz war. In seiner Branche gibt es eine senderübergreifende Eskalationsspirale der Geschmacklosigkeit.

Das Genre der Comedy hat sich immer stärker von Heiterkeit zu Härte bewegt. In den Siebzigern lachten die Deutschen am Bildschirm noch über harmlose Humoristen wie



*Geschichte der Verrohung:* Satiriker Böhmermann.

Loriot und Otto Waalkes. Die Schweizer Sendungen bestritten ebenso freundliche Figuren wie Franz Hohler und Joachim Rittmeyer.

Auch die Late-Night-Shows, die in den neunziger Jahren populär wurden, hielten sich noch im Anstandsrahmen. Harald Schmidt auf Sat 1 und Viktor Giacobbo auf SRF 1 tasteten sich nur selten, etwa mit Polen- und Islam-Witzen, an die Grenzen der Toleranz.

Dann setzte die galoppierende Verschärfung ein. Den Anfang machte Stefan Raab mit «TV total». Er war 2004 der erste Comedian, der zu einer Strafe von 70 000 Euro verdonnert wurde, weil er eine wochenlange Schmähkampagne um den Nachnamen des Models Lisa Loch gefahren hatte.

Nun wurde es noch direkter. Ein Comedian wie Oliver Polak setzt heute einem Schäferhund eine SS-Mütze auf und reisst dazu Auschwitz-Witze, Caroline Kebekus macht in ihrem «Pussy Terror TV» ein Casting für den IS, der homophobe Serdar Somuncu teilt in seiner Show als «Hassprediger» gegen «schwule Judenneger» aus. Auch Müslüm, der neuerdings im Schweizer Fernsehen eine Comedy-Show bekommen hat, operiert gern hart an der Gürtellinie.

Der Prozess gegen Jan Böhmermann und seine Erdogan-Tirade ist darum systemimmanent. Die Geschichte der Comedy ist eine Geschichte der Verrohung.

## Besser ungeküst

Von Beatrice Schlag — Stress beim Umarmen.

Auf die Frage, wie es ihm mit seiner neuen Freundin gehe, sagte ein Bekannter: «Eigentlich toll. Aber leider küsst sie abends vor dem Lichterlöschen erst ihre beiden Hunde und dann gleich mich.» Die Tischrunde jaulte auf und sah den Mann mitleidig an. Keiner sagte: «Die armen Viecher.» Dabei wäre das die wirklich angebrachte Reaktion gewesen. Denn durch nichts ist der geliebte Haushund so schnell zu stressen und – wenn der Küsser Pech hat – zum Zubeissen zu bringen, wie wenn man das Gesicht nahe an seinen Kopf hält und womöglich mit dem Arm seinen Hals umklammert. Das kann einem natürlich, wenn man Pech hat, auch mit geliebten Menschen passieren. Die beissen zwar selten zu, wenn man sie unerwartet umarmt. Aber Stress-Symptome wie energische Entwindungsversuche sind unverkennbare Anzeichen, dass so viel Nähe nicht erwünscht ist, warum auch immer. Manche Zweibeiner sind geborene Nicht-Knuddler, andere meist von Wichtigerem absorbiert. Jedenfalls ist die Gattung ziemlich verbreitet.



Zurück zum Hund. Man kann so viel an Gefühlen in ihn hineindichten, wie man will: Menschliche Küsse jagen ihm eine Heidenangst ein. Wenn Sie Hundehalter sind, wissen Sie das hoffentlich. Aber angesichts der vielen Mensch-zu-Hund-Küsse, die man so zu sehen kriegt, sind Zweifel angebracht. Wer «love dog» oder Ähnliches googelt, findet Tausende von Bildern, auf denen Menschen ihre Hunde abküssen oder sie liebevoll in den Schwitzkasten nehmen. Es ist eine Qual für Fifi. Denn der Hund ist ein Lauftier, das eher davonrennt als zubeisst, wenn es die Wahl hat. Der menschliche Schwitzkasten versetzt es in ungemeinen Stress, weil es ihm den Fluchtweg abschneidet. Der amerikanische Psychologieprofessor Stanley Coren, Autor zahlreicher Bestseller über Hunde, analysierte unzählige Schmusebilder im Internet und sah vor allem elend gestresste Hunde mit angelegten Ohren, verdrehten Augen oder, schlimmstenfalls, gebleckten Zähnen. Umarmen Sie Ihre Hunde nicht. Sparen Sie die Küsse für Zweibeiner. Ja, wir haben grössere Probleme. Deswegen wendet man sich manchmal den läppischen, aber lösbaren zu, die man nicht gerne mit ansieht. Oder von Bekannten erzählt bekommt.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man, wenn man zum Abendessen bei der Familie seiner Freundin eingeladen ist, sowohl der Mutter wie auch der Freundin ein Präsent mitbringen? Oder ist es unangemessen, mit zwei Blumensträußen aufzukreuzen? *Raffael Beck, Triesenberg*

Natürlich dürfen Sie, wenn Ihre Freundin noch daheim wohnt. Beide werden sich freuen. Aber wählen Sie verschiedene Blumen für Mutter und Tochter, und kaufen Sie keine Fertigsträuße vom Supermarkt. *Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Man dachte nicht an den Islam, an Voodoo oder Scientology.»

*Eberhard Vogel*

### Bedeutung von Religionsfreiheit

Nr. 15 – «Staat ohne Gott»;  
Markus Schär über die Schweiz

Als die alten Eidgenossen Gott den Allmächtigen in der Präambel der Verfassung anriefen, hatten sie mit Sicherheit nicht Allah im Sinn, sondern den Gott der Bibel! Es ist keineswegs so, dass die Anhänger verschiedener monotheistischer Religionen alle denselben Gott anbeten! Welchen Gott sie anbeten, wird durch die jeweilige religiöse Lehre definiert, insbesondere durch das, was ihr Gott von ihnen verlangt. Und in dieser Hinsicht unterscheiden sich der christliche Gott und Allah grundlegend! Der Christengott ist der Vater, der seine Kinder liebt – Mohammed sah sich als Sklave Allahs. Der eine fordert Nächstenliebe, der andere, «Ungläubige» – also insbesondere die Christen – zu töten.

Als man sich in der Schweiz für Religionsfreiheit erwärmte, wollte man dem Streit zwischen den christlichen Konfessionen ein Ende setzen. Jedenfalls dachte man dabei nicht an den Islam, an Voodoo oder Scientology. Und Religionsfreiheit bedeutet ganz und gar nicht, dass allen Religionen die gleichen Rechte zugestanden werden müssen!

*Eberhard Vogel, Worben*

### So weit sind wir bereits

Nr. 15 – «Wir müssen streng sein»;  
Interview zur Islamisierung an Schweizer Schulen

Wer das Lehrer-Interview über den Islam und ähnliche Artikel in anderen Zeitungen liest, wird unwillkürlich an Frischs «Biedermann und die Brandstifter» erinnert. In Europa hat man ebenfalls noch nicht gemerkt, wohin das christliche Gutmenschtum führt. Siehe Handschlag-Debatte: Nicht nur aus Therwil,

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



«Mit Sicherheit nicht Allah im Sinn.»

sondern auch aus dem Kanton Zürich sind mir Fälle solcher Grussverweigerung bekannt, doch hängen das schlaue Schulequips nicht an die grosse Glocke.

Man sollte meines Erachtens derartige Missachtungen unserer Regeln keinesfalls dulden und mit äusserster Konsequenz dagegen vorgehen. Behörden, Gerichte und Amtsstellen scheuen jedoch ein hartes Vorgehen immer mehr, und langsam, aber sicher macht sich schon Angst vor Repressalien und gewalttätigen Reaktionen breit. So weit sind wir bereits – und da will einer behaupten, es brenne noch nicht?

*Hans-Peter Köhli, Zürich*

### Falsches Rezept

Nr. 14 – «Wer enteignet wen?»;  
Doris Fiala über die Sika

Es spielt sich Eigenartiges ab in der Schweizer Wirtschaft! Da unterstützt eine sich liberal nennende FDP-Politikerin die Einschränkung der Eigentumsfreiheit (Eigentumsgarantie gemäss Art. 26 Bundesverfassung) und will damit als «liberale» Politikerin noch Heimatschutz betreiben! Dies passt weder zur FDP noch zu den Grundsätzen unserer Schweiz. Das Management der Sika hat zwar einen exzellenten Job gemacht, überschreitet nun aber seine Kompetenzen.

Die «unabhängigen Verwaltungsräte» wurden ja durch die Stimmenmehrheit der Familie Burkard in den Verwaltungsrat gewählt, sie sind also ihre «Angestellten»! Nun wollen diese An-

gestellten eine Revolution gegen ihren Arbeitgeber gewinnen, wohl mit der Zustimmung der zuständigen Gerichte. Wohl bekomm's, schweizerische Demokratie und Judikative! In der heutigen globalisierten Welt ist Heimatschutz, obwohl er vielleicht hier nicht fehl am Platze wäre, das falsche Rezept, die Märkte sind längst international. Der Verwaltungsrat und die Sika-Geschäftsleitung müssen zurückbuchstabieren, je früher, desto besser und auch kostengünstiger! Und für die Sika-Inhaberaktionäre gilt: «Fasten your seatbelts!»  
*Beda Düggelin, Zürich*

### Asyl-Kleinmeister am Werk

Zur Abstimmung über die Asylgesetzrevision vom 5. Juni

In der Literatur unterscheidet man zwischen Meistern und Kleinmeistern. Kleinmeister sind diejenigen, die nicht zu einer Gesamtschau der Dinge fähig sind. Sie können zwar eindimensional Ereignisse aneinanderreihen und zum Beispiel ihre Lebensgeschichte erzählen. Für eine Gesamtschau, die gesellschaftliche, politische Ereignisse bewertet und in einen Gesamtrahmen stellt, «reicht es» jedoch nicht. Ein Kleinmeister war beispielsweise Ulrich Bräker, der «arme Mann im Tockenburg», dessen Lebensgeschichte zwar interessante Einblicke in den Alltag des 18. Jahrhunderts ermöglicht, der aber eben nicht zu einer Gesamtschau in der Lage war. Das ist keine Herabminderung, sondern eine Feststellung, denn der Kampf um existenzielle Dinge liess für «Höhenflüge» keine Zeit.

Die Kleinmeisterei ist sinngemäss auch in der Politik verbreitet – allerdings ohne Rechtfertigung. Aktuelles Beispiel ist die «Neustrukturierung des Asylbereichs». Da behaupten die Befürworter eindimensional, die Vorlage bringe insbesondere eine massive «Beschleunigung der Verfahren». Aufgrund einer ehrlichen Gesamtschau kommt man zwangsläufig zum Schluss: Diese Vorlage löst kein einziges Problem – im Gegenteil. Mit neuen Asylzentren (auch aufgrund von Enteignungen) und Tausenden von neuen Asylplätzen zu Kosten von vorerst 550 Millionen Franken sowie mit unentgeltlicher Rechtshilfe (Gratisanwalt) für jeden Asylanten wird eine folgenschwere Willkommensbotschaft an illegale Zuwanderer und Schlepper ausgesandt.

Die Mär von der «Beschleunigung» dank Gratisanwalt ist in den Niederlanden, wo neunzig Prozent der Asylanten gegen Negativentscheide rekurrieren und die Verfahren mit staatlicher Hilfe verschleppen, längst widerlegt. Nötig ist vielmehr eine konsequente Grenzkontrolle, die illegale Zuwanderer wegweist. So bleibt zu hoffen, dass die Stimmbürger am 5. Juni nicht den «Beschleuni-

gungs-Kleinmeistern» folgen, sondern aufgrund der Fakten selber zur negativen Gesamtschau kommen.

*Hans Fehr, Eglisau*

### Korrigenda

Zur «Personenkontrolle» betreffend Monika Knill, Regierungsrätin Kanton Thurgau (Nr. 15 vom 14. April): Die *Weltwoche* schreibt, dass der Antrag für den Lotteriefondsbeitrag für die neue Mehrzweckhalle in der Gemeinde Kemmental von Monika Knill, Chefin des Departements für Erziehung und Kultur und Einwohnerin von Kemmental, gestellt worden sei. Das ist falsch. Richtig ist, dass der Antrag vom Departement für Finanzen und Soziales gestellt worden ist. Weiter schreibt die *Weltwoche*, dass der Ehemann von Monika Knill, Josef Knill, als Präsident der Baukommission der Mehrzweckhalle, den Betrag gern entgegennehme. Das ist falsch. Richtig ist, dass der Betrag nicht der Baukommission, sondern der Gemeinde und der Schule zugesprochen worden ist.

Im Weiteren betitelt der Autor Josef Knill als Fensterbauer. Das ist falsch, denn Josef Knill baut und verkauft keine Fenster. Ein Blick auf die Homepage von Fensterinform.ch zeigt, dass Josef Knill ausschliesslich in den Bereichen Planung, Expertisen, Beratung und Ausbildung tätig ist. Schliesslich schreibt die *Weltwoche*, dass der Thurgauer Regierungsrat tief in den Lotteriefonds griff, um der Gemeinde Kemmental bei ihrer neuen Mehrzweckhalle zu helfen. Anzumerken ist, dass der Betrag von 150 000 Franken für die Bühneneinrichtung in der üblichen Grösse für solche Bauvorhaben liegt.

*Walter Hofstetter, Staatskanzlei des Kantons Thurgau, Frauenfeld*

## DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren  
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

## Einspruch

### Zu harmlos

#### Wo bleibt Geri Pfisters unabhängiger, liberaler Geist von einst?

Nationalrat Pfisters Ambitionen in Ehren, aber ich kann nicht glauben, dass hier der unabhängige, liberale Geist Geri Pfister von einst spricht, der von seinen eigenen Worten wirklich überzeugt ist. Es sind der gutmenschlichen Rücksichtnahmen zu viele, wie aus seinem Beitrag «Die Richtung stimmt» (*Weltwoche* Nr. 15/16) deutlich hervorgeht.

Was nützen denn «blitzschnelle» Asylentscheide ohne konsequenten Vollzug? Dieser wäre mit dem bestehenden Gesetz bereits möglich. Was bringt Schnelligkeit mit teuren Gratisanwälten, wenn viele Negativentscheide zu unzähligen Härtefällen führen, die nicht zurückgeschafft werden können, zum Beispiel Tausende Maghrebener mit gefälschten syrischen Pässen, deren Heimatländer eine Rückübernahme verweigern? Dafür heisst die Lösung definitiv nicht «Gratisanwälte» kombiniert mit Enteignungen, sondern konsequente Rückweisungen direkt an der Grenze. Wer einmal drin ist, hat grösste Chancen, für immer bleiben zu dürfen (auf Steuerzahlers Kosten).

Dies wissen nicht nur die Schlepper, sondern auch Nationalrat Pfister, aber sein Amt als zukünftiger CVP-Präsident und eventuell noch «höhere Weihen» haben ihm eine übertriebene Zurückhaltung auferlegt. Daher muss ich als Zuger dem strebsamen CVP-Nationalrat mit Goethes Faust zuzurufen: «Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!» Sein Beitrag widerspiegelt einen Einheitsbrei, der von den Grünen bis zum Rechtsfreisinn getragen wird. Es ist symptomatisch für die CVP, dass sie auch den «Lead» im Kampf gegen das SVP-Referendum übernommen hat – wohl ein Zugeständnis an den linken CVP-Flügel.

Zum Schluss kommt der grösste Schock: Er heisst tatsächlich die vom EJPD vorgeschlagenen Enteignungen gut, um die massenhaft einströmenden illegalen Wohlstands- und Sozialmigranten in von Gemeinden und Privaten – «Ultima Ratio» – konfisziertem Grundeigentum unterzubringen. Ich kann Pfisters Rückfall in finstere DDR-Zeiten nicht nachvollziehen! Staatliche Zwangsmethoden vor freiheitlichen Bürgerinteressen! Obwohl ursprünglich auch aus einer CVP-Familie stammend, bin ich entsetzt über solch willkürliche Enteignungsmassnahmen. *Robert Nieth, Walchwil*

# Ernstfall in Nigeria

Die Affäre um den Schweizer Botschafter in Abuja, der seinen brasilianischen Partner in den Ehegatten-Klub der Missionschefs einführte, illustriert die falschen Prioritäten im Aussendepartement von Didier Burkhalter.  
Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli

Die Warnung des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) ist unmissverständlich: «Gleichgeschlechtliche Handlungen werden mit Haftstrafen geahndet», schreibt es in seinen «Reisehinweisen für Nigeria». Gefängnisstrafen drohten sogar auch «Personen, die ihre Homosexualität öffentlich zeigen, sich für Organisationen zur Unterstützung der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft einsetzen oder Gay-Klubs besuchen». Umso erstaunlicher ist der Fall von Eric Mayoraz, dem Schweizer Botschafter in Nigeria. Dasselbe Aussendepartement, das seine Bürger vor Reisen in den westafrikanischen Staat mit seinen drastischen Schwulengesetzen warnt, entsendet einen schwulen Botschafter nach Abuja.

Die Affäre wurde durch die Meldung einer nigerianischen Zeitung ausgelöst, dass Mayoraz mit seinem brasilianischen Partner («Mister Carlos») zusammenlebe und ihn sogar offiziell in den «Ehegatten-Klub» der Missionschefs eingeführt habe. In Bern sorgte die Nachricht für einige Aufregung – und teils widersprüchliche Kommentare. «Das EDA kommentiert die Berichterstattung von Medienerzeugnissen nicht und erteilt keine Auskünfte zu den persönlichen Verhältnissen», hiess es zunächst. Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) meinte hingegen, die sexuelle Orientierung der Botschafter werde auch in Zukunft keine Rolle spielen. Schliesslich liess die nigerianische Regierung verlauten, sie distanzieren sich vom Inhalt des Artikels sowie von den Aussagen eigener Beamter und die Beziehungen zwischen Nigeria und der Schweiz seien «sehr herzlich».

## Gesetze des Gastlands sind zu achten

Damit sind die grundsätzlichen Fragen, die der Fall aufwirft, allerdings nicht beantwortet. Nimmt man bei der Besetzung von Botschafterposten in irgendeiner Weise Rücksicht auf die Befindlichkeiten der Gastländer? Ist es klug und weise, Diplomaten in Länder zu entsenden, die aufgrund ihrer Einstellung oder Lebensweise in Konflikt mit den lokalen Sitten und Gesetzen geraten? Hat man im konkreten Fall überhaupt damit gerechnet, dass Probleme für die Schweiz entstehen könnten? Und was sagt die Affäre über den Zustand der Schweizer Diplomatie überhaupt aus?

Das Aussendepartement will sich nicht näher äussern. Auf Nachfrage sagt Kommunikationschef Jean-Marc Crevoisier lediglich,

das EDA trage «bei Einsatzentscheiden sowohl der relevanten internationalen Gesetzgebung als auch lokalen Gesetzen Rechnung». Im Fall von Botschafter Mayoraz hatten diese Gesetze aber keinen Einfluss auf die Besetzung des Postens. Dabei regelt das Wiener Übereinkommen über diplomatische Beziehungen von 1961, dass sich die Diplomaten trotz ihrer Immunität und ihrer Privilegien an die Vorschriften halten müssen. Sie seien «verpflichtet, die Gesetze und anderen Rechtsvorschriften des Empfangsstaats zu beachten» und sich nicht in dessen innere Angelegenheiten einzumischen (Art. 41.1).

Der ehemalige Botschafter und Autor Paul Widmer, der das Handbuch «Diplomatie» (NZZ Libro) verfasst hat, hält es für falsch, homosexuelle Botschafter in Länder zu entsenden, in denen die Scharia gilt und in denen Homosexuelle verfolgt werden. Der Hand-

## Nimmt man bei der Besetzung von Botschafterposten Rücksicht auf die Befindlichkeiten der Gastländer?

lungsspielraum sei so zu stark eingeschränkt. Es sei die Kernaufgabe eines Diplomaten, die Beziehungen zwischen dem Empfangsland und der Schweiz nicht nur zu pflegen, sondern auch zu vertiefen.

Auch ein anderer ehemaliger Topdiplomate hält es nicht für «der Weisheit letzten Schluss», einen offen homosexuellen Botschafter in ein Land wie Nigeria zu schicken. Dabei gehe es – anders als es Aussenminister Burkhalter vorgibt – nicht um Einmischung in die Privatsphäre. Es gehe vielmehr um die Interessen der Schweiz. Die Gefahr bestehe, dass die Entsendung eines bekennenden Homosexuellen in ein Land, in dem Homosexualität kriminalisiert ist, als Provokation aufgefasst werde.

Im Aussendepartement scheint hingegen die Meinung vorzuherrschen, die Schweiz habe ihre Werte und Rechtsvorstellungen auch in solchen diplomatisch heiklen Fällen kompromisslos zu vertreten. «Voraussetzungen der Gehorsam» sei abzulehnen, heisst es hinter vorgehaltener Hand. Dass schwule Diplomaten ihre Partner offiziell anmelden, hat allerdings auch mit der Entschädigung und der Wohnsituation zu tun: Sie können erkleckliche Lohnzusätze, Reisen und grössere Wohnungen beanspruchen, wenn sie den Partner einspannen.

Fakt bleibt indes, dass sich das Problem in den letzten Jahren verschärft hat. Es gilt als offenes Geheimnis, dass es im Corps diplomatique überdurchschnittlich viele Homosexuelle gibt. Der häufige Ortswechsel, die mangelnde Möglichkeit der Verwurzelung und die ständigen Reisen machen die Diplomatie für Männer und Frauen mit Familien weniger attraktiv. Umso anziehender wirkt das abwechslungsreiche Diplomatenleben auf Homosexuelle. Früher habe man dies eher diskret gehandhabt, sagt ein erfahrener Botschafter. Heute bekennen sich auch Diplomaten zu ihrer Homosexualität – während die homophoben Tendenzen vor allem in islamischen Ländern zugenommen hätten.

## Interessenpolitik nicht mehr à jour

Dabei braucht das Thema im Konfliktfall gar nicht angesprochen zu werden. Jeder Staat hat das Recht, einen fremden Diplomaten zur Persona non grata zu erklären und auszuweisen. Eine Begründung ist nicht nötig. Schon vor Amtsantritt können unliebsame Gesandte verhindert werden. Das hat mit einer weiteren Gepflogenheit des diplomatischen Verkehrs zu tun: Zwar bestimmt jede Regierung selbst, wen sie wohin schicken will. Zuvor aber muss das sogenannte Agrément des Gastlands eingeholt werden. Meist ist das Routine, aber man kann es auch verweigern. So hat der Vatikan im vergangenen Jahr das Agrément eines bekennenden homosexuellen Botschafters aus Frankreich einfach nicht erteilt – bis heute. Eine Erklärung gab der Vatikan nicht ab. Aber für alle Beteiligten war der Grund für das faktische Veto klar. Bereits 2007 hatte der Vatikan, ebenfalls bei einem französischen Diplomaten, auf dieselbe Weise reagiert – oder eben nicht reagiert.

Der Vorfall in Nigeria ist symptomatisch für die verschobenen Prioritäten der Schweizer Diplomatie: Während sie auf einem Nebenschauplatz unnachgiebig bleibt und die eigenen (westlichen) Überzeugungen und die sexuelle Selbstverwirklichung eines Botschafters im Zweifelsfall über das Landesinteresse stellt, kommt sie in Kerndossiers wie den Beziehungen zur EU der Gegenseite maximal entgegen. «Es ist kaum erfolgversprechende Verhandlungstaktik, wenn man die wahrscheinlichen Forderungen der Gegenpartei gleich selbst als Verhandlungsofferte auf den Tisch legt», sagt Ex-Botschafter Carlo Jagmetti. Man könne daraus folgern, dass die schweizerische Position mit der Stellung der Gegen-



*Die Kunst der Diplomatie hat immer mit Takt zu tun:* Botschafter Mayoraz, Aussenminister Burkhalter, Nigerias Vizepräsident Yemi Osinbajo (v. l.).

partei identisch sei und damit dem heute wahrnehmbaren Willen des Souveräns widerspreche.

Das Malaise schlägt sich auch sprachlich nieder. Unsere Botschafter in aller Welt vertreten die Schweiz – oder exakter: den Schweizer Bundesrat. Ihre Aufgabe bestünde nach allgemeiner Ansicht darin, die Interessen des Landes im Ausland zu vertreten. Heute spricht man in Bundesbern aber lieber von der «Pflege zwischenstaatlicher Beziehungen» und verwischt damit die Tatsache, dass die eigenen Interessen in der Regel nicht deckungsgleich sind mit denjenigen der Verhandlungspartner. Staatssekretär Yves Rossier hat seine Leute sogar ausdrücklich angewiesen, keine Interessenpolitik mehr zu betreiben. Das sei nicht mehr à jour.

Natürlich sind die Anforderungen an Diplomaten nicht einfach. Die Kunst der Diplomatie hat immer mit Takt zu tun. Man müsse die möglichen Reaktionen des Gegenübers stets in die eigenen Handlungen einbeziehen, sagt ein Botschafter. Gefragt sind hartnäckige, zähe Unterhändler, die gleichzeitig beweglich sind und offen für Lösungen und Kompromisse. Dazu gehört die Fähigkeit, auf den andern zuzugehen, ihn zu verstehen und zu umschmei-

cheln. Gerade in kulturell und politisch fremdem Umfeld kann sich ein Diplomat schwer bewegen, ohne die dortigen Ansichten, Meinungen oder Verhaltensweisen zu respektieren. Diplomatie setzt das Schaffen guter Ausgangsbedingungen und eines möglichst optimalen Gesprächsklimas voraus. Die Diplomaten haben zwar den besseren Ruf als die Spione – der Mix Geben und Nehmen, Standhaftigkeit und Flexibilität steht aber immer auch unter dem Generalverdacht des Landesverrats.

Eigentlich verlangt die Diplomatie nach Eigenschaften, die man gemeinhin nicht als Stärke der Schweizer beurteilt. Kein Wunder, dass sie weder von den Politikern noch vom Volk wirklich geschätzt wird. Ein Menschen-schlag, bei dem Direktheit, Gradheit und Konsequenz als Tugenden gelten, kann mit diplomatischen Gepflogenheiten wenig anfangen. Die Schweizer sind vieles, aber nicht wirklich elegant, eloquent und elastisch.

#### **Lichtgestalten der Schweizer Diplomatie**

Die diplomatische Tradition unseres Landes ist denn auch vergleichsweise kurz. Über Jahrhunderte kannte die Schweiz kaum institutionalisierte Aussenvertretungen. Der wohl

erfolgreichste Schweizer Diplomat der Geschichte war der Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein. Er reiste an den Kongress in Münster und Osnabrück, aus dem 1648 der Westfälische Friede hervorging, hauste wegen Geldmangels in ärmlichsten Verhältnissen, erreichte aber in langwierigen Verhandlungen die Loslösung der Eidgenossenschaft vom Deutschen Reich («Meilenstein der Freiheit», *Weltwoche* Nr. 21/11). Gut möglich, dass wir diesen Verhandlungserfolg den Eheschwierigkeiten im Hause Wettstein verdanken, denn es zog den Sondergesandten wenig an Heim und Herd zurück.

Der erste Diplomat im modernen Sinn war wohl der Solothurner Peter Josef Zeltner, der durch die helvetische Regierung 1798 als bevollmächtigter Gesandter mit dem Titel «Minister» nach Paris geschickt wurde. Zeltner war allerdings kaum ein glaubwürdiger Vertreter der Schweizer Neutralität, denn er hatte im Jahr zuvor bei der Ankunft von Napoleon Bonaparte trotz Nachtschiessverbot Salutschüsse abfeuern lassen.

Eine Lichtgestalt der Schweizer Diplomatie war indessen Charles Pictet de Rochemont. In den Jahren 1814 und 1815 reiste der Genfer zu

den zwei Pariser Kongressen sowie nach Wien, wo er sich aktiv an der Neuordnung Europas beteiligte. Dank ihm kam Genf zu seinem Hinterland und damit zu einer Verbindung zur übrigen Eidgenossenschaft. Des Diplomaten bedeutendste Leistung aber bestand darin, dass er die internationale Anerkennung der immerwährenden Neutralität und territorialen Unverletzlichkeit unseres Landes erreichte.

Bei der Annahme der Bundesverfassung von 1848 unterhielt die Schweiz nur gerade eine Gesandtschaft in Paris und in Wien. Demgegenüber hatten sich hierzulande schon zahlreiche ausländische Vertretungen niedergelassen. Der Thurgauer Johann Konrad Kern, den ausländische Beobachter hinter Alfred Escher als einflussreichsten Kopf des jungen Bundesstaats beurteilten, wurde 1857 als Gesandter nach Paris geschickt. Kern gilt als Begründer der Schweizer Berufsdiplomatie, konnte er doch den Bundesrat davon überzeugen, dass sich auch die neutrale, unabhängige Schweiz einigen Usanzen der internationalen Diplomatie unterziehen müsse.

### Einfach nicht krumm zu kriegen

Nach und nach überzog ein immer dichteres Netz von Schweizer Botschaften den Globus. Ihre grösste Herausforderung hatte die Schweizer Diplomatie im Zweiten Weltkrieg zu bewältigen. Sie vertrat im Rahmen ihrer guten Dienste die diplomatischen Schutzmandate für 43 Länder und deren Bürger gegenüber den jeweiligen Gegnern, nicht zuletzt auch für die USA gegenüber zwölf Feindstaaten. Die bedeutendste humanitäre Einzelleistung vollbrachte Carl Lutz, Vizekonsul in Budapest. Der gläubige Methodist stellte aus eigener Initiative viel mehr Schutzbriefe



Lichtgestalt: Charles Pictet de Rochemont.

aus als erlaubt und rettete so 62 000 Juden vor der Vernichtung durch die Nazis. Der Handelsdiplomate Jean Hotz oder auch Heinrich Homberger, Direktor des Wirtschaftsspitzenverbands Vorort, verhandelten 1941 in Berlin so hartnäckig, dass die Deutschen notierten: «Die Kerle sind einfach nicht krumm zu kriegen.» Ohne Rohstoffimporte von Kohle, Eisen, Öl oder Baumwolle hätte die Schweiz den Krieg kaum überstanden; trotz «Anbauschlacht» stammten 1944 noch immer 41 Prozent der Nahrungsmittel aus dem Ausland.

1946 schickte die Schweiz ihren besten Mann, Minister Walter Stucki, an äusserst schwierige schweizerisch-alliierte Verhandlungen nach Washington. Es ging um unan-

### Laut Insidern gilt die Versetzung in die Zentrale als Höchststrafe.

genehme Fragen über Goldkäufe der Nationalbank und nachrichtenlose Vermögen. Stucki beeindruckte die Amerikaner mit selbstbewusstem Auftreten wie mit guten Argumenten und erreichte für die Schweiz eine Art diplomatisches Wunder: Das unversehrte Land musste lediglich 250 Millionen Franken an den Wiederaufbau Europas bezahlen und überwand mit dem Washingtoner Abkommen die internationale Isolation.

Solche diplomatischen Grosstaten liegen weit zurück. In den letzten Jahren sorgten nebst schwachen Verhandlungsergebnissen vor allem Skandale der Diplomaten für Schlagzeilen. Peter Friedrich, Schweizer Botschafter in Luxemburg, wurde 2005 vom Bundesstrafgericht wegen gewerbsmässiger



Eine Art diplomatisches Wunder: Walter Stucki.



«Wie im Wilden Westen»: Stefan Flückiger.

Geldwäscherei, Veruntreuung und Urkundenfälschung zu drei Jahren und sechs Monaten Zuchthaus verurteilt.

Ein 45-jähriger Westschweizer gab sich in Bern zwei Jahre lang als Honorarkonsul von Madagaskar aus. 2008 stand er wegen Amtsanmassung und Urkundenfälschung vor dem Kreisgericht Bern-Laupen. Als sein Vater – legitimer Honorarkonsul von Madagaskar – schon längst verstorben war, stellte er fröhlich weiterhin Visa zu überhöhten Preisen an Touristen aus. Seine schlichte Begründung lautete: «Ich benutze halt altes Briefpapier.»

2011 erfasste ein Mitarbeiter der Schweizer Botschaft in Washington mit dem Auto in eine 63-jährige Frau und verletzte sie tödlich. Erst da wurde öffentlich, dass es sich beim Unfallfahrer um einen ehemaligen Hausangestellten von Hannibal Gaddafi handelte. Nachdem er den Diktatorensohn in Genf angezeigt und der Verhaftung ausgeliefert hatte, fürchtete das Schweizer Aussendepartement um seine Sicherheit und brachte ihn mit andern libyschen Hausangestellten ausgerechnet in der amerikanischen Hauptstadt unter. Den Bund kostete der Unfall des Libyers 1,425 Millionen Franken, da der Witwer erfolgreich geklagt hatte.

Stefan Flückiger, Schweizer OECD-Botschafter, wurde 2013 in Paris von der Polizei mit Schüssen gestoppt. Die französischen Medien schrieben von einer dramatischen Verfolgungsjagd «wie im Wilden Westen». Die Polizisten wollten den zu schnell fahrenden Mercedes mit CD-Nummernschild stoppen. Der Fahrer leistete einer Aufforderung zum Anhalten keineswegs Folge, durchbrach eine weitere Polizeisperre und sei danach «absichtlich» auf die Polizisten zugerast. Ein Beamter



**Doppelbürgerin:** Maya Jaouhari Tissafi.

brachte den Wagen schliesslich mit zwei Schüssen auf die Pneu zum Stoppen. Der Alkoholtest fiel angeblich positiv aus. Über den weiteren Verlauf der Affäre ist nichts bekanntgeworden, Flückiger wurde 2014 für neue Aufgaben in die Schweiz zurückbeordert. Laut Insidern gelten solche Versetzungen in die Zentrale als Höchststrafe.

### Beachboy geehlicht

Die erfolglose Ex-Staatsanwältin Carla Del Ponte musste nach ihrem Rücktritt als Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofs vom Bund irgendwie weiterbeschäftigt werden. Sie wurde als Botschafterin nach Argentinien geschickt, wohin ihr wiederum ein Quereinsteiger folgte: Johannes Matyassy, ehemals Chef der Bundesmarketing-Organisation Präsenz Schweiz und zuvor FDP-Generalsekretär. Landesweit Schlagzeilen machte Matyassy, als der junge Brasilianer Otoniel Miranda 2013 in Buenos Aires einen Crash mit Matyassys Diplomatenwagen baute. Der Zusammenstoss war für einen Teenager mit erheblichen Verletzungsfolgen verbunden. Allmählich sickerte durch, dass Otoniel der Ehemann des Schweizer Botschafters war. Der damals 56-Jährige hatte den 28-jährigen Brasilianer, der auf Facebook freizügig als Beachboy posierte, 2010 geehlicht. Argentinien ist als typisches Macho-Land fast so ungeeignet für schwule Botschafter wie Nigeria. Besser soll es diesbezüglich dem Botschafter in Brasilien ergehen: Der Urner André Regli lebt ebenfalls mit einem jungen Partner zusammen.

Besonders übel durchgeschüttelt wurde in letzter Zeit die Schweizer Botschaft in Venezuela. Der ehemalige Botschafter Markus Alexander Antonietti wurde von seiner Ex-

Freundin Julia Delgado Chalbaud der Gewalt und des Rassismus bezichtigt. Das EDA versuchte vergeblich, die Affäre zu vertuschen. Die Enkelin eines früheren Präsidenten war in ihrem Land als schillernde Figur bekannt. Im Frühjahr 2014 zog sie mit einem Dutzend Frauen vor die Schweizer Botschaft, um lautstark und mit Transparenten gegen den Oberwalliser zu protestieren. Der Vorwurf: Er habe sie physisch und psychisch misshandelt. Gleichzeitig überschwemmte die entfesselte Ex die sozialen Medien mit allen möglichen Details. Botschafter Antonietti bestritt alle Vorwürfe und wurde nach Prag versetzt.

### Die Golfball-Affäre

In Venezuela residierte inzwischen als Nachfolgerin Sabine Ulmann. Weil zuweilen Bälle vom benachbarten Golfklub in ihrem Garten landeten, hängte sie im Sommer 2015 ein Plakat mit Schweizerkreuz und Warnung an die Umzäunung ihrer Villa («Verstoss gegen das Wiener Abkommen über diplomatische Beziehungen»). Der Golfklub reagierte entspannt, sprach von einer «seltsamen Überreaktion» und verneinte jede Angriffsabsicht. Das EDA hat Ulmann inzwischen wegen «Verletzung

### Argentinien ist als typisches Macho-Land fast so ungeeignet für schwule Botschafter wie Nigeria.

der Berufspflicht» gekündigt, wobei die Golfball-Affäre laut Aussenminister Burkhalter eine «kleine Sache» gewesen sei. Ob die Geschäfte ihres iranischen Ehemanns bei der Kündigung eine Rolle gespielt haben, wurde nicht bekannt. Die Botschafterin spricht von Frauendiskriminierung und will gegen die Entlassung klagen.

Letztes Jahr hätte die gelernte Sozialarbeiterin und Deza-Vizedirektorin Maya Jaouhari Tissafi ohne diplomatische Ausbildung Botschafterin in Marokko werden sollen («Entwicklung für Helfer», *Weltwoche* Nr. 27/15). Das EDA schien nicht gemerkt zu haben, dass sie schweizerisch-marokkanische Doppelbürgerin ist, was Marokko bei Streitigkeiten nicht mehr erlaubt hätte, sie des Landes zu verweisen. Jetzt sitzt Maya Tissafi – und nicht etwa ein ausgewiesener Wirtschaftskenner – als Botschafterin in den boomenden Vereinigten Arabischen Emiraten.

Früher wurden Versetzungen auch aus pädagogischen Gründen angeordnet. In Diplomatentreisen erzählt man sich die Anekdote von einem ehemaligen Botschafter, dessen Frau ein Alkoholproblem hatte. Dieses wurde auch in Bern bekannt. Worauf man den Mann samt Gattin in ein Land versetzte, in dem strengstes Alkoholverbot herrschte. Heute ist das anders: Man scheint – wie der Fall Nigeria zeigt – eher das Gastland erziehen zu wollen. ○

## Gehälter

### Süsses Leben

#### In der Königsklasse betragen die Personalkosten für einen Botschafter 360 000 Franken.

Bei Banken kommt es vor, dass manche Mitarbeiter mehr verdienen als der Chef. Beim Staat hingegen möchte man als Steuerzahler annehmen, dass niemand mehr verdient als ein Bundesrat. Doch die Vertreter in den vierzehn wichtigsten Botschaften (Kategorie D5) sind besser gestellt als ihr Dienstherr Didier Burkhalter (FDP). Zumindest, wenn man auf das verfügbare Einkommen abstellt, also den Betrag, der nach Steuern und Auslagen für Wohnung und Krankenkasse zur Verfügung steht. Bei einem Bundesrat, der in der Stadt Bern wohnt, bleiben vom Bruttolohn von 450 000 Franken als verfügbares Einkommen circa 260 000 Franken übrig. Um es vorwegzunehmen: Die totalen Personalkosten (inkl. Arbeitgeberanteile) pro Top-Botschafter veranschlagt das Aussendepartement (EDA) mit 360 000 Franken. Diplomaten profitieren von einem Steuerprivileg: Sie zahlen nur direkte Bundessteuer. Ausserdem wohnen sie zu sehr günstigen Konditionen in Residenzen der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Krankheitskosten übernimmt der Arbeitgeber. Nach Angaben von Didier Burkhalters Departement beträgt der Bruttolohn der D5-Botschafter durchschnittlich 190 892 Franken. Dazu kommt eine Pauschale für Interessenwahrung von 21 277 Franken und ein Begleitpersonenzuschlag von 21 278 Franken. Obendrauf gibt es im Durchschnitt noch 16 854 Franken an Ausbildungszulagen für die Kinder. Bei Diplomaten besonders beliebt ist die sogenannte Inkonvenienzvergütung: Alle Einsatzorte werden nach dem Kriterium Lebensqualität geordnet. Liegt der Wert unter 95, so vergütet das EDA eine Art Schmerzensgeld von 700 Franken pro Indexpunkt. Bei den D5-Botschaftern summiert sich dieses im Schnitt bis zu 12 113 Franken. Die Liste mit den Lebensqualitätsindizes hütet das EDA wie ein Staatsgeheimnis. Recherchen der *Weltwoche* zeigen aber: Von allen D5-Botschaftern erhält Burkhalters Mann in Moskau (Index-Wert: 48), Pierre Helg, die höchste Inkonvenienzvergütung von 32 900 Franken. Nur eine Kategorie tiefer als die D5-Botschaften rangiert Nigerias Botschaft (D4). Die Hauptstadt Abuja hat einen Lebensqualitätsindex von 34. Der dortige Vertreter erhält somit eine jährliche Inkonvenienzvergütung von 42 700 Franken. Florian Schwab

# Frieden und Freundlichkeit

Der Bergbauernbub Albert Rösti aus Kandersteg steigt am Samstag zum Präsidenten der SVP Schweiz auf. Wie sieht er die Welt und das Land? So wie die behäbige 6054-Seelen-Gemeinde Uetendorf, welcher er als Präsident vorsteht? Von Markus Schär und Fabian Unternährer (Bild)

Die Fahrt im Regionalzug durch das löwenzahngesprenkelte Gürbetal führt vorbei am Flugplatz, den Büne Huber in der inoffiziellen Landeshymne besingt: «Bälpmoos, spick mi furt vo hie.» Der Politiker, der am Bahnhof Uetendorf auf den Reporter wartet, wurzelt aber tief in der Scholle – er träumt nicht vom Davonfliegen. Vor siebzehn Jahren kam er hierher von Kandersteg herunter, weil er mit dem Schulschatz aus dem Dorf, inzwischen seine Ehefrau, ein bescheidenes Bauernhaus kaufen konnte, mit Aussicht von der Schratzenfluh bis zum Stockhorn. Seit 2008 sitzt er im Uetendorfer Gemeinderat, seit 2014 führt er ihn als Präsident. Da lerne er, sagt der Politiker, «nicht in den Wolken zu politisieren».

Uetendorf, zehn Quadratkilometer am Fuss des Moränenwalls zwischen dem Quellgebiet der Gürbe und der weiten Ebene des Aaretals in der Nähe von Thun: 6054 Einwohner, davon 449 Ausländer, also nur gut sieben Prozent; vierzig Betriebe von Bauernfamilien, gut 400 Firmen von Gewerblern und Dienstleistern; eine absolute Mehrheit von vier SVP-Leuten im siebenköpfigen Gemeinderat; die SVP-Ortspartei mit dem Präsidenten Yves Bichsel, dem langjährigen Stabsmitarbeiter von Bundesrat Ueli Maurer. In den *Uetendorfer Nachrichten* blickt Gemeinderätin Eva Bichsel (SVP) zurück auf Schulfest, Gewerbeausstellung und Vereinsausflüge, freut sich auf «genüssliche Kulturtag 2016 mit fröhlichen Begegnungen auf dem Dorfplatz» und wünscht allen Einwohnern «Frieden und Freundlichkeit unter Uetendorfs Dächern».

## Kuhporträts in schrillen Farben

Es ist die Welt des Politikers Albert Rösti, der im dunkelblauen Anzug mit weissem Hemd auch mit 48 Jahren noch auftritt wie ein Konfirmand von der Alp. Und die Schweiz, wie sieht er sie? Die Frage stellt sich, denn die SVP Schweiz wählt den Nationalrat am Samstag zu ihrem Präsidenten, als ersten Berner seit Adolf Ogis Präsidentschaft von 1984 bis 1987, ebenfalls aus Kandersteg, dessen Wahl in den Bundesrat der junge Albert als Tambour in der Musikgesellschaft feierte. Wohin führt er die grösste und jetzt auch mächtigste Partei des Landes?

Der Alleinkandidat, von der Rennleitung ohne Auswahl erkoren, geht mit dem Reporter zu einem Betonblock gleich neben dem Bahnhof, den der Ortsplan immer noch «Sauerkrautfabrik» nennt: Die Anlage, die früher hier stand, verarbeitete bis vor sieben Jahren

den *Suurchabis* aus dem Gürbetal; dann musste sie abgerissen werden, weil sich der Geruch nicht aus dem Gemäuer vertreiben liess. Hier findet sich, neben der Tierarztpraxis, das Büro Dr. Rösti GmbH: Unterstützt von einer Sekretärin, bietet der Politiker – der für das Gemeindepräsidium und das Nationalratsmandat je zwei Tage pro Woche rechnet – Beratung an, als «Kleinunternehmer», wie er sagt. Die Bezeichnung Unternehmer, wie sich viele Ratskollegen gerne nennen, hält er für «etwas übertrieben». Aber er betont: «Ich nehme für mich in Anspruch, das Milizsystem zu leben.»

An den rohen Betonwänden im Büro hängen Kuhporträts in schrillen Farben. Die Bilder von Björn Zryd aus Adelboden erinnern Albert

## «Ich nehme für mich in Anspruch, das Milizsystem zu leben.»

Rösti stets an seine Herkunft. Er wuchs in Kandersteg in einer Bergbauernfamilie auf, mit drei deutlich älteren Geschwistern. Bis 25 krampfte er im Sommer auf der Alp, wo sein Vater die Kuhrechte für vierzig Grossvieheinheiten hielt und Alpkäse machte, den heute die AOC-Auszeichnung zierte. «Diese Zeit hat mich politisiert», sagt er. Sein Vater kämpfte als Alpvogt für eine Zufahrtsstrasse: «Er sah alle Leute beim Staat als Herrscher und stand unter Druck von den Ämtern – so darf es nicht sein.» Der junge Albert erlebte auch, wie vor seinen Augen Kühe im Steinschlag umkamen. Hätte sie der Staat schützen müssen, mit Gefahrenkarten und Sicherheitsreglementen? Nein, meint der Politiker, doch der Staat müsse die richtigen Rahmenbedingungen bieten: «Man kann eigenverantwortlich Geld verdienen, aber es braucht auch die öffentliche Hand.»

Er hätte sich das Bauern vorstellen können, sagt Albert Rösti, aber der älteste Bruder stand schon als Nachfolger fest, als er noch zur Schule ging: «Es ist jetzt gut, wie es ist.» Er setzte deshalb nach der Matur am Gymnasium in Thun, wo er seine Frau kennenlernte, die Ausbildung fort und studierte Agronomie an der ETH. Erlitt er einen Kulturschock, als er aus dem engen Kandertal in die grosse Stadt Zürich kam? Albert Rösti lacht trocken: «Der Schritt von der Sekundarschule Frutigen ans Gymnasium war grösser, Thun ist immerhin eine Stadt.» In der Kantonsschule höhnten

auch erstmals Kollegen über seinen Namen: Rösti – was nicht von den *Härdöpfeln*, sondern von einem *Rösten*, also steilen Hang, kommt – ist im Berner Oberland geläufig und der Name von rund 400 Familien. Inzwischen setzt der Politiker das Lachen und Lächeln für seine Zwecke ein; bei seinem Wahlkampf im letzten Jahr gab es «Rösti mit Rösti».

Das Studentenleben in Zürich, zusammen mit Freundin Theres, die sich als Flight-Attendant *furt vo hie* spicken lässt, genoss der Bergbauernbub: «Zu Hause musste ich am Wochenende immer in den Stall gehen.» Von der fremden Kultur der Städter liess er sich aber nicht beirren. Als ihn die *Schweizer Illustrierte* letztes Jahr fragte, was er sich zu seiner Beredigung wünsche, scherzte er: «Etwas Gefreutes.» Dann sang er den Jodel «E gschänkte Tag» von Adolf Stähli: «Wenn dr Himmel voller Wolche steit, gits Tage, wo di nüt me fröit. De vergiss im Läbe nie, dass ali Wolche wiiterziel!»

## Bauern in den Markt schubsen

Auch als Student in der grossen Stadt blieb er mit der Scholle verbunden, bis hin zur Dissertation, mit der er 1997 zum Doktor der technischen Wissenschaften promovierte. Bei der Agrarökonomie-Koryphäe Peter Rieder – mit dem Co-Referenten Bernard Lehmann, heute Direktor des Bundesamtes für Landwirtschaft – prüfte er die «Auswirkungen der Agrarpolitik 2002 auf die Schweizer Landwirtschaft». Aufgrund der Freihandelsregeln der Welthandelsorganisation (WTO) musste die Schweiz in den frühen 1990er Jahren ihre Kriegswirtschaft im Agrarsektor aufgeben, also von Exportsubventionen auf Direktzahlungen umstellen, welche die Leistungen der Bauern für Land und Leute abgelten sollen. Die neue Agrarpolitik sollte die Bauern in den Markt schubsen, also zu weniger, aber stärkeren Betrieben führen – das heisst, die Schweizer Landwirtschaft produktiver machen. Jedoch stellte Dr. sc. techn. Albert Rösti ökonomisch fest, dass aufgrund der Agrarreform «entgegen deren Zielsetzung keine Erhöhung der Produktivität stattgefunden hat» und dass die Direktzahlungen «signifikant strukturbremmend wirken». Statt den Wandel in der Landwirtschaft anzustossen, befestigte die Politik also die traditionellen Strukturen.

Was das in der Praxis hiess, erlebte der Agrarökonom, als er ab 1998 in der Volkswirtschaftsdirektion des Kantons Bern diente und



*Der Intellektuelle in der Bauernfraktion: künftiger SVP-Präsident Röstli.*

ab 2003 für Regierungsrätin Elisabeth Zölch (SVP) das Generalsekretariat führte. Und vor allem, als er von 2007 bis 2013 als Direktor der Schweizer Milchproduzenten eine Lösung für das grösste Problem der Landwirtschaftspolitik suchte. Bald nach seinem Amtsantritt zerfiel in der EU der Milchpreis: Die Produzenten erhalten heute in Deutschland noch 25 Cent für den Liter (in der Schweiz immerhin noch 58 Rappen). Die Schweizer Bauern melken deshalb noch mehr – und drehen damit die Preisschraube weiter nach unten.

Der Direktor versuchte darum mit verschiedensten Modellen, «das Angebot der Nachfrage anzupassen». Den Spott über die «Milch-Opec» nimmt er heute mit einem Lächeln hin; er wehrt sich aber gegen den Verdacht, er habe grundsätzlich Mühe mit dem Markt: «Es ist einfach schwierig, wenn Märkte die Voraussetzungen nicht erfüllen, vor allem wenn es keine Symmetrie zwischen Anbietern und Nachfragern gibt.» Albert Rösti versuchte, die teils gegensätzlichen Interessen der Tausende von Produzenten gegenüber den übermächtigen Abnehmern von Migros bis Emmi zu bündeln; 2013 gab er zermürbt auf.

### Gestalter oder Verwalter?

Da sass er, seit 2011, bereits im Nationalrat. «Ich sehe mich nicht als Lobbyisten für die Bauern», betont er heute in seinem Büro mit den expressiven Kuhbildern an den Wänden. Aber der promovierte Agrarökonom gehört immer noch zu den grössten Experten im Parlament. Sein Name findet sich zwar nicht im Komitee der Initiative für Ernährungssicherheit: Sie war das Werk seines Rivalen, Nationalrat Rudolf Joders, der aufgrund der Amtszeitbeschränkung zurücktreten musste und sich mit diesem Vehikel für den Ständerat empfehlen wollte. Als der Nationalrat im März die Initiative sieben Stunden lang durchkaute, schossen sich die Gegner jedoch auf Albert Rösti ein: Der Intellektuelle in der Bauernfraktion sollte erklären, was die Initiative eigentlich erreichen will.

Er tat es durchaus im Sinn seiner zwanzig Jahre alten Dissertation: Die Bauern bekommen heute Geld vom Staat für das Sägen von Brunnenrögen, das Einschlagen von Zaunpfählen oder das Aufsichten von Kuhfladen. Deshalb lohnt es sich für Bauern, auch nicht wettbewerbsfähige Betriebe weiterzuführen und tagsüber einem Erwerb nachzugehen – die unproduktive Struktur wird erhalten, auf Kosten derjenigen, die sich im Markt bewähren wollen.

Nach seinem Rücktritt als höchster Milchverkäufer war es Albert Rösti nur recht, dass der Gemeindepräsident von Uetendorf aufhörte: ein Sozialdemokrat, der nach einem Wahlgerangel aus der Partei ausgetreten war. In einer Kampfwahl, in der das *Thuner Tagblatt* die Konkurrenten auch zur geplanten Pouletmashalle im Silbermoos befragte, setzte sich der SVP-



«Nicht in den Wolken politisieren»: mit Ehefrau Theres und Pferd Livia.

Kandidat gegen eine grüne Bäuerin, eine Kollegin im Gemeinderat, mit 68 Prozent der Stimmen durch. Dachte er nie daran, in die Wirtschaft zu wechseln? Wenn er vor drei Jahren nicht schon Nationalrat gewesen wäre, hätte er sich den Eintritt in ein Unternehmen vorstellen können, meint Rösti. «Aber natürlich sind solche Entscheide nicht ganz Zufall», schiebt er nach. «Das politische Umfeld stand immer im Vordergrund. Und ich war gerne Generalsekretär in der Volkswirtschaftsdirektion.»

Unternehmerisch könne er auch in der Gemeinde denken, sagt deren Präsident. So soll gleich neben seinem Büro statt des Betonsturms der Landi, vor dem sich jetzt Säcke mit

---

«Ich weiss sehr wohl, dass der Wohlstand der Schweiz von ihrer Offenheit kommt.»

---

Rindendekor und Geranien-Erde stapeln, ein zehnstöckiges Wohnhaus heranwachsen. Und das schon lange stillgelegte Metallwerk Selve, vor einem Vierteljahrhundert kurzzeitig als Teil des Reichs von Werner K. Rey bekannt, beleben heute über hundert Betriebe. Dank ihnen liegt Uetendorf bei der Steuerbelastung an 33. Stelle unter den 352 Gemeinden des Kantons Bern. Und auch dank zwei Steuersenkungen, die der frühere SVP-Ortspräsident forderte, wie dieser selbstzufrieden anmerkt.

«Ich bewege gerne etwas», betont der Gemeindepräsident, angesprochen auf die Bemerkung seines Vorgängers, der ihm nachsagte: «Er ist weniger ein Gestalter, er ist eher ein Verwalter einer bereits eingeschlagenen Strate-

gie.» Mit einer Ortsplanung, die das Kulturland bewahrt, aber eine Verdichtung zulässt, strebt Uetendorf denn auch ein «vernünftiges Wachstum» an, wie Albert Rösti sagt: 500 Einwohner mehr bis in zehn Jahren stellt er sich vor. Und er weiss, dass er sich die Zuzüger nicht aussuchen kann. Von den dreissig Somaliern, achtzehn Syrern und sechs Eritreern im Dorf leben viele von der Sozialhilfe. «Das führt dazu», weiss der Gemeindepräsident, «dass wir über Sparen und gelegentlich wohl über Steuererhöhungen nachdenken müssen.»

### Werte erhalten

Träumt der künftige SVP-Präsident von einer Schweiz, die sich von der Welt abschottet, in der ja selten Frieden und Freundlichkeit herrschen? «Ich weiss sehr wohl, dass der Wohlstand der Schweiz von ihrer Offenheit kommt», beteuert Albert Rösti. «Und ich sage das nicht einfach, sondern ich beweise meine liberale Grundhaltung im Parlament, etwa in der Energiepolitik.» Er wolle die Werte erhalten, «die die Schweiz zu dem gemacht haben, was sie ist» – gerade dafür brauche es eine wettbewerbsfähige Wirtschaft. Und eine SVP, die auch mit einem in jeder Lebenslage freundlichen Präsidenten das «scharfe Profil» beweist, das einst die Zürcher gegen die Berner der Landespartei aufzwingen.

Dann fährt der Reporter zurück in die Bundesstadt, vorbei an Bauernhäusern mit ausladenden Dächern, durch überdüngte Löwenzahnwiesen, auf denen die Kühe grasen. «Heimatland», jubelt das Plakat des Berner Bahnunternehmens BLS am Bahnhof, «isch das e schöni Ussicht!» ○

# David gegen die Gebrüder Goliath

Mit einem lobbyistischen Grossaufgebot kämpft die Bankiervereinigung für die Finanzplatz-Gesetze von Eveline Widmer-Schlumpf. Ein vertraulicher Kommissionsbericht offenbart die enge Zusammenarbeit zwischen Verwaltung und Grossbanken – zum Nachteil der Kunden. *Von Florian Schwab*

Selten erlebt man einen öffentlichen Schlagabtausch zwischen wichtigen Wirtschaftsverbänden. Doch derzeit fliegen die Fetzen zwischen der Bankiervereinigung (SBVg) und dem Gewerbeverband (SGV). Auslöser war eine Medienkonferenz des SGV, in der dieser die beiden Finanzmarktgesetze Fidleg und Finig heftig kritisierte, die von der ehemaligen Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) ausgearbeitet wurden und momentan bei der Kommission für Wirtschaft und Abgaben des Ständerats (WAK-S) in Beratung sind.

Auf das Ansinnen des Gewerbes reagierte die Bankiervereinigung ausgesprochen unwirsch. Das Vorgehen sei «handstreichartig» und «unprofessionell», diktierte SBVg-Sprecher Thomas Sutter der NZZ. Der Cheflobbyist der Banken in Bern, Kuno Hämisegger, legte auf Finews.ch nach: Der Kampf des Gewerbeleiters Hans-Ulrich Bigler (FDP) gegen das Finanzdienstleistungsgesetz (Fidleg) und das Finanzinstitutsgesetz (Finig) sei ein «Missgriff» und ein Akt der «Verzweiflung». Der Angesprochene zahlte mit gleicher Münze zurück: Die Haltung der Banken sei «mehr als überheblich», schrieb Bigler.

Die Bankiervereinigung geriert sich als «Tätschmeisterin» der Branche, der sich bestimmt die anderen Verbände, aber am liebsten auch Politik und Verwaltung unterordnen sollen. In E-Mails an das Gewerbe wird das Fachwissen der Dossierverantwortlichen in Zweifel gezogen; Parlamentarier erhalten E-Mails von den Bankenlobbyisten, in denen die Bestrebungen einer «winzigen» Minderheit des Finanzplatzes ins Lächerliche gezogen werden. Gemeint sind die unabhängigen Vermögensverwalter, die sich gemeinsam mit dem Gewerbeverband gegen Fidleg/Finig wehren.

Wer die Debatte verfolgt, könnte meinen, es gehe um Leben und Tod. Bei den Banken wäre dies eine grobe Übertreibung. Für die Seite der unabhängigen Vermögensverwalter stimmt es hingegen: Fast jede dritte Firma ist hier ein Ein- oder Zwei-Mann-Kleinstbetrieb – Daseinsformen, die unter Finig nicht mehr möglich wären. Bereits die rein formalen Vorschriften würden eine administrative Aufblähung bewirken, die sich kleinere Firmen nicht leisten können.

In ihrer Sitzung Mitte Februar hatte die Ständeratskommission beschlossen, dass das Finanzdepartement von Ueli Maurer (SVP) die Haltung der Finanzbranche zum Entwurf seiner Vorgängerin in Erfahrung bringen solle, um diese der Kommission in einem Bericht zu erläutern. Die *Weltwoche* hatte Einblick in dieses vertrauliche

Dokument, das der Leiter des Rechtsdiensts im Eidgenössischen Finanzdepartement (EFD), Daniel Roth, der Kommission vorgelegt hat. Er gilt auch als massgeblicher Autor der Gesetzesentwürfe von Fidleg und Finig. Da Roth das EFD per Ende Monat verlässt, geht es bei ihm um sein persönliches gesetzgeberisches Vermächtnis. Doch für die Gesetzgebung ist eigentlich nicht die Verwaltung zuständig, sondern das Parlament. Wie ist Roth also mit den Vorschlägen aus der Branche umgegangen? Zunächst fällt auf, dass die Position der Vermögensverwalter, ganz auf Finig und Fidleg zu verzichten, unter den Tisch gefallen ist.

## Riesige Kosten

Abgebildet ist lediglich ihr Vorschlag für ein neues Vermögensverwaltungsgesetz. Gemäss dem Roth-Bericht könnte ein solches an die Stelle von Finig treten, Fidleg bliebe aber davon unberührt. Lang und breit führt der Bericht aber aus, weswegen die Idee nicht weiterzuverfolgen sei («nicht empfohlen»). Hingegen empfiehlt Roth die meisten Anregungen der Bankiervereinigung zur Annahme. In diesen geht es hauptsächlich darum, den Entwurf punktuell abzuschwächen. So soll beispielsweise die Einhaltung von Fidleg die Banken gegen zivilrechtliche Ansprüche von Kunden imprägnieren – ein Ansinnen, das Roth zur Umsetzung empfiehlt.

Bei Gegnern des Gesetzesvorhabens erwächst ein böser Verdacht: Hat Daniel Roth, um sein Mammutprojekt einer allumfassenden Querschnitts- und Längsschnittsgesetzgebung über den ganzen Finanzplatz zu retten, gar deren ursprüngliches Ziel aufgegeben, das zu verbessern, was man in der Verwaltung unter Kundenschutz versteht? Tritt etwa die Bankiervereinigung gerade deswegen so vehement für das Gesetz ein, weil es die Position der Banken gegenüber den Kunden relativ stärken und nicht schwächen würde? Dies befürchtet beispielsweise der Zürcher Finanzprofessor Martin Janssen. Für ihn ist klar: «Der jetzige Entwurf würde dem Kunden nichts bringen ausser ausufernden Kosten.» Die einmaligen Umstellungskosten bei den unabhängigen Vermögensverwaltern schätzt Janssen auf 185 Millionen Franken, wiederkehrende Kosten auf 70 Millionen im Jahr.

Volkswirtschaftlich viel mehr ins Gewicht fällt allerdings eine Verengung des Angebots und der Ausschluss breiter Segmente von jeglicher Anlageberatung. Somit schätzt Janssen die Gesamtkosten auf mehrere Milliarden Franken jährlich – eine teure Rechnung, welche die Bankiervereinigung gemeinsam mit der Verwaltung den Bankkunden aufzuhalsen versucht. Anfang Mai widmet sich die Ständeratskommission der Vorlage. ○



*Mammutprojekt:* Daniel Roth, Eveline Widmer-Schlumpf, 2012.

---

# Heim nach Eritrea

---

Einst kam Silvana Müller-Ferrando wegen der Liebe in die Schweiz. Heute lebt die Eritreerin mehrheitlich wieder in ihrer Heimat. Die Kritik an Eritrea hält sie für übertrieben. Statt Migranten aufzunehmen, solle man sich mit dem Land verständigen. Von Alex Reichmuth und Maya Wipf und Daniele Kaehr (Bild)

Wer Silvana Müller-Ferrando in der Schweiz begegnen will, muss sich unter Umständen mehrere Monate gedulden. Vor vier Jahren hat sie sich entschlossen, in ihrem Heimatland Eritrea den Bauernhof ihrer Eltern weiterzuführen. Ihre Mutter, die den Betrieb seit dem Tod des Vaters vor vielen Jahren geleitet hatte, war zu gebrechlich geworden und musste die Leitung abgeben. So lebt Müller heute mindestens acht Monate pro Jahr wieder in Eritrea.

Wir treffen sie in ihrem Heim im Zürcher Oberland. Hier wohnt sie zusammen mit ihrem Mann, wenn sie in der Schweiz ist. Die beiden erwachsenen Töchter sind schon ausgeflogen. Zurückgekommen ist Silvana Müller diesmal wegen der Feier zum Studienabschluss der älteren Tochter. Die 54-Jährige ist chic gekleidet. Wenig deutet auf die Bäuerin in ihr hin. Und doch: Es sei schon immer ihr Traum gewesen, einmal den Hof ihrer Eltern zu übernehmen, macht Müller klar. Schon als Vierzehnjährige habe sie intensiv zu Hause mitgearbeitet. Um diesen Traum leben zu können, nimmt Müller ein unstetes Leben in zwei Ländern in Kauf. Sie zeigt Fotos von ihrer Wirkungsstätte in Eritrea. Zu sehen ist ein bescheidenes Anwesen in einer kargen Landschaft. Die Person auf den Bildern – mit den festen Schuhen, der schlichten Arbeitskleidung und der roten Dächlikappe? Das sei sie selber, so Müller.

## Mühe mit dem schweren Essen

Ferrando, ihr Mädchennamen, klingt nicht eritreisch. Ihr Vater war Italiener. Der Vater zog im Zweiten Weltkrieg den zivilen Dienst in der damaligen italienischen Kolonie Eritrea dem Militärdienst für Mussolini vor. Nach vielen

---

Die Verhältnisse Eritreas seien, wenn schon, mit denen Kubas vergleichbar.

---

Wirren – etwa eine vorübergehende Gefangennahme durch die Briten – entschied er sich zu bleiben, heiratete eine Eritreerin und kaufte einen Hof, um ihn zur Existenzgrundlage der jungen Familie zu machen.

Als Tochter eines Italieners sei sie in ihrem Heimatland privilegiert gewesen, sagt Silvana Müller. Sie konnte eine italienische Schule besuchen. Als junge Frau lebte sie vier Jahre in Italien selber, wo sie sich zur Buchhalterin



«Es verhungert niemand»: Silvana Müller-Ferrando.

ausbilden liess. Damals weilte sie ferienhalber auch eine Woche in der Schweiz. In Erinnerung ist ihr das schwere Essen geblieben. «Vor allem mit den Wurstspeisen und den deftigen Saucen hatte ich Mühe.» Sie könne sich nie vorstellen, in der Schweiz zu leben, habe sie damals ihrer mitreisenden Schwester mitgeteilt.

Sie sollte sich täuschen. Zurück in Eritrea, lernte sie einen Schweizer kennen, der als Mitarbeiter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz vor Ort war. Nach kurzer Zeit heirateten die beiden – und zogen in die Schweiz. Das war vor dreissig Jahren. Eine gewisse Distanz zur neuen Heimat ist Silvana Müller geblieben. «Mir war klar, dass ich nicht in der Schweiz alt werden will.» Das habe auch ihr Mann immer gewusst, der heute beruflich in Zürich gebunden ist. So war er nicht überrascht, als sie sich entschloss, den Hof in Eritrea zu übernehmen.

Dieser liegt etwa vierzig Kilometer ausserhalb der Hauptstadt Asmara in einer abgelegenen Gegend. Angebaut werden Gemüse, Getreide und Früchte. Maschinen gibt es so gut wie keine. Handarbeit ist gefragt. Müller hat mehrere Angestellte. Während der Erntezeit kann sie zusätzlich auf temporäre Arbeitskräfte zurückgreifen. Der Pflug wird von einem Ochsen gezogen. «Es ist etwa so wie in der Schweiz vor 150 Jahren», sagt Silvana Müller. Dank Solarpanels auf dem Dach steht immerhin etwas Strom zur Verfügung. Problematisch ist hingegen die Wasserversorgung. Leitungen zum Hof gibt es nicht. Zur Bewässerung steht ausschliesslich Regenwasser zur Verfügung. Doch das ist in letzter Zeit wegen der Dürre sehr knapp geworden.

Silvana Müller ist eine der wenigen Eritreer, die nicht aus Asylgründen in die Schweiz gekommen sind. Vor allem in den letzten Jahren strömten aber Zehntausende ihrer Landsleute nach Europa, viele davon in die Schweiz, als angebliche Flüchtlinge. Die Uno und viele Menschenrechtsorganisationen reden von einer blutigen Diktatur in Eritrea. Vom «Nordkorea Afrikas» ist die Rede. International ist das Land geächtet. Die Vereinten Nationen haben Sanktionen erlassen.

«Die Kritik an Eritrea ist unverhältnismässig», meint Silvana Müller. Sicher herrschten keine demokratischen Zustände im Land. Der Staatspräsident regiere diktatorisch. Pressefreiheit gebe es nicht. Doch dass in Gefängnissen Menschen gefoltert würden, höre sie nur in der Schweiz. «Meine Verwandten und Bekannten in Eritrea haben mir noch nie von Personen erzählt, die misshandelt worden wären», so Müller. Die Bewohner des Landes seien zwar arm: «Aber es verhungert niemand.» Vieles in Eritrea funktioniere, verglichen mit anderen afrikanischen Ländern, gut bis sehr gut, insbesondere die medizinische Versorgung und das Schulsystem. Auch sei das Land



«Wie in der Schweiz vor 150 Jahren»: Bäuerin Müller-Ferrando auf ihren Hof.

von religiöser Toleranz geprägt. Die Leute seien friedlich. Kriminalität gebe es kaum. Die Verhältnisse Eritreas seien, wenn schon, mit denen Kubas vergleichbar.

Viele Probleme Eritreas seien in den Grenzstreitigkeiten mit Äthiopien begründet, ist Silvana Müller überzeugt. Nach dem Ende des Kriegs mit dem Nachbarland vor rund fünfzehn Jahren habe Eritrea die Grenzen, die in einem Abkommen festgelegt worden

---

### «Meine Verwandten in Eritrea haben mir noch nie von Personen erzählt, die misshandelt worden wären.»

---

waren, respektiert – Äthiopien aber nicht. Es sei ständige militärische Bereitschaft nötig, um gegen die Aggressionen des Nachbarlands gerüstet zu sein. Angesichts dieses permanenten Alarmzustands sei eine vernünftige wirtschaftliche Entwicklung Eritreas schwer möglich.

### Ferien im Herkunftsland

Das Land sei auf die vielen jungen Leute angewiesen, die Eritrea verlassen, um nach Europa zu gehen, sagt Silvana Müller. Sie alle als Flüchtlinge zu betrachten, sei absurd. Doch Eritreer, die in Ländern wie Schweden, Deutschland oder die Schweiz reisten, seien genau informiert, mit welchen Argumenten sie dort rasch Asyl bekämen. Später reisten viele von ihnen wochenlang nach Eritrea zurück. Sie sei schon Landsleuten begegnet, so Müller, die in der Schweiz als Flüchtlinge anerkannt seien und dennoch Ferien im Herkunftsland machten. Immerhin spreche sich in Eritrea allmählich herum, dass in Europa nicht einfach

paradiesische Lebensumstände warteten, wie man lange meinte. Das werde die Abwanderung möglicherweise bremsen.

Wie soll sich die Schweiz angesichts des Zustroms an Eritreern verhalten? Wichtig sei, Eritrea aus der internationalen Isolation zu holen, sagt Müller. «Die Schweiz sollte diplomatische Beziehungen mit dem Land aufbauen und wenn möglich den wirtschaftlichen Aufbau fördern.» Ideal wäre, wenn Jobs geschaffen werden könnten, die Rückkehrern zur Verfügung stünden.

Freies Unternehmertum sei in Eritrea unmöglich, lautet eine weitere oft bekundete Kritik. Als Leiterin des Bauernhofes, also eines Kleinbetriebs, kennt Silvana Müller jedoch keinerlei Behinderungen durch den eritreischen Staat. Sie könne in völliger Freiheit wirtschaften. Im Gegenteil: Der Staat unterstütze die Bauern – etwa durch spezifische Weiterbildungskurse.

Müller macht etwas anderes Sorgen, wenn sie an die Zukunft ihres Hofes denkt: der Wassermangel. Die ausgeprägte Dürre der letzten Jahre am Horn von Afrika habe den Fluss im Tal weitgehend versiegen lassen. Wegen der Trockenheit musste Müller bereits den Anbau von Orangen aufgeben, und auch viele der Papayapflanzen seien eingegangen. «So langsam wird dieser Wassermangel existenzgefährdend», sagt sie. Abhilfe könnte ein Stau Becken schaffen, in dem Wasser zurückgehalten wird. Es gebe Pläne für ein solches Projekt im Tal, in dem sich ihr Bauernhof befindet, weiss Silvana Müller. Ob das Projekt realisiert werde, sei ungewiss. Unklar sei, wer das nötige Geld aufbringe. Müller hofft auf den eritreischen Staat. Ausländische Investoren kommen derzeit nicht in Frage. Noch nicht. ○

---

# Es bröckelt der Lack

---

Die SP-Basis verweigerte Christian Levrat in La Chaux-de-Fonds zweimal die Gefolgschaft. Der Parteipräsident und seine Mistreiter denken immer häufiger an dem vorbei, was die Genossen beschäftigt. Hat der prägende Strategie seinen Zenith überschritten? Von Hubert Mooser

Der Stuhl des Präsidenten blieb lange leer, und als SP-Chef Christian Levrat endlich eintraf, war die Delegiertenversammlung in La Chaux-de-Fonds schon halb abgespult. Er habe sich als neuer Generalrat von Vuadens vereidigen lassen müssen, entschuldigt sich der Parteichef. Levrat gehört neu dem Gemeindeparlament seines Wohnortes an. Er könne allen nur empfehlen, es ihm gleichzutun. «Wir müssen wieder um jedes Quartier, um jede Stadt kämpfen.» Wie weit sich die Parteispitze jedenfalls von der Basis entfernt hat, zeigte der weitere Verlauf der Versammlung.

Zweimal steigt der Chef selber in die Hosen, um die Delegierten auf seinen Kurs einzuschwören. Zuerst für das von ihm in den Medien angekündigte Positionspapier zur EU, mit dem EWR 2.0 als Zwischenschritt – eine von CVP-Präsident Christophe Darbellay 2012 lancierte und nun von Levrat wiederaufgewärmte Idee. Dann will er zur Vermeidung einer erwarteten Abstimmungsniederlage einen Antrag der Jungsozialisten verhindern, die das Referendum gegen das Bundesgesetz zur Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs unterstützt haben wollen – eine Gesetzesrevision aus der Küche der eigenen Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Beide Male scheitert Levrat.

Dem leidenschaftlichen Schachspieler sagt man nach, dass er alle denkbaren Züge seiner Gegner voraus kalkulieren und das Ende einer Partie abschätzen könne. Aber das Debakel in La Chaux-de-Fonds haben er und seine Mistreiter in der Geschäftsleitung nicht kommen sehen. «Einzelne Sektionen haben sich beim EU-Positionspapier halt anders verhalten, als wir erwartet haben», gesteht der Basler Nationalrat Beat Jans, Mitglied der SP-Geschäftsleitung, nach der Schlacht.

## Spontane Attacken

Inhaltlich war es seit langem wieder einmal ein Versuch, wenigstens in der Europapolitik einen neuen Pflock einzuschlagen. Die SP-Agglomerationsstrategie, im Wahljahr lanciert, entwickelt sich zum elektoralen Rohrkrepiierer. In den Agglomerationen, wo die SP an Einfluss gewinnen wollte, büsste die Partei bei den Parlamentswahlen im Herbst 2015 weiter Terrain ein. Sonst versuchte Levrat vor allem mit spontanen Attacken auf politische Gegner wie zum Beispiel Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) oder den neuen Finanzminister Ueli Maurer (SVP) die Defizite seiner konzeptlos wirkenden Politik auszugleichen.

Wenn es stimmt, dass Levrat am Schachbrett wie in der Politik alles immer vom Ende her denkt, durch alle Abzweigungen seinem Plan folgt und am Ende den Gegner mattsetzt, hat er seinen grossen Plan bisher vor seinen eigenen Leuten sehr gut versteckt. Auf die diffusen, aber latenten Ängste in der Bevölkerung vor den Flüchtlingsströmen, vor Terror und vor dem Zustrom an Arbeitskräften aus der EU hat die SP bisher keine passende und vor allem einheitliche Antwort gefunden. Die neunzigjährige SP-Parteilegende Helmut Hubacher wirft Levrat in einem Interview mit der *Basler Zeitung* jetzt vor, er habe bei den Wahlen 2015 die Ausländerfrage ausgeklammert mit der Begründung, die SP wolle nicht auf dem Rücken von Flüchtlingen Politik machen. Das sei ein Fehler gewesen.

## Auf Nebengeleisen

Trotzdem macht die Partei weiter wie vor den Wahlen. In die «Arena» des Schweizer Fernsehens über die Notfallplanung von Bund und Kantonen für den Fall, dass eine Flüchtlingswelle über die Schweiz hereinbricht, schickte die Partei die 28-jährige unerfahrene Neonationalrätin Mattea Meyer – und dies gegen bestandene Schlachtrösser wie den Präsidenten der Polizeidirektorenkonferenz Hans-Jürg Käser (FDP) oder SVP-Exponenten vom Stile eines Andreas Glarner.

Die Ausländerdebatte delegiert man an eine unerfahrene Jungpolitikerin, während sich die Partei mit der von ihr mitinitiierten Trans-

---

## Längst wird die Partei von Genossen gesteuert, die sich im lukrativen Beamtentum eingerichtet haben.

---

parenz-Initiative auf Nebengeleise verirrt. Auch dort vertreten politische Leichtgewichte wie die Berner Nationalrätin Nadine Masshardt im Initiativkomitee «Bündnis für mehr Transparenz in der Politikfinanzierung» die Farben der SP. Die Initiative verlangt, dass Parteien und Komitees ihre Finanzen publik machen und dass Grossspenden von über 10 000 Franken offengelegt werden.

Doch wie steht es mit der Transparenz in den eigenen Reihen? Beim Parteitag 2014 verabschiedete die SP nach eigenen Angaben ein faires und nachhaltiges Steuersystem ohne Schlupflöcher und Privilegien. Dann fand die *Weltwoche* heraus, wie SP-Finanzpolitikerin

Margret Kiener Nellen ihr steuerbares Einkommen auf null drückte. Die Baselbieter SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer engagierte sich für die Initiative gegen einen ausufernden Zweitwohnungsbau. Dann deckte die *Basler Zeitung* auf, dass sie kurz vor der Abstimmung via eine Aktiengesellschaft eine Zweitwohnung in Valbella kaufte.

Längst wird die Partei von Genossen gesteuert, die sich im lukrativen Beamtentum und mit bequemen Exekutivmandaten eingerichtet haben. Die Waadtländer Ständerätin Géraldine Savary ist Vizepräsidentin der SP Schweiz, der Ehemann Grégoire Junod Stadtpräsident von Lausanne. Der Waadtländer Nationalrat Roger Nordmann präsidiert die SP-Fraktion im nationalen Parlament, während Gattin Florence Germond in der Lausanner Stadtregierung sitzt. Kein Wunder, dass Präsident Levrat und seine Parteibonzen mehr und mehr an dem vorbeidenken, was ihre Basis eigentlich beschäftigt, wie bei der letzten Delegiertenversammlung in La Chaux-de-Fonds.

## Widerspenstige Basis

Die Schweiz brauche gute und stabile Beziehungen zur EU, verkündete Levrat. Einen Markstein in der EU-Politik wollte er setzen. Seine Botschaft war unmissverständlich: Ein institutionelles Rahmenabkommen ist nicht das Ziel, sondern ein weiterer notwendiger Integrations-schritt. Die Schweiz müsse sich multilateral in die europäische Staatengemeinschaft integrieren, in Form eines Beitritts zu einem neuen EWR. Dies mache die Beziehungen zur EU weniger angreifbar für die Gegner. Ein Genfer Delegierter regte sich darüber fürchterlich auf: «Hat er noch nicht gemerkt, dass auch ein Teil der SP-Basis am 9. Februar 2014 die Initiative «Gegen Masseneinwanderung» unterstützte?»

Von den EU-Turbos, die lieber heute als morgen der EU beitreten würden, so vom früheren Topdiplomaten Tim Guldemann, bekam Levrat andere Vorwürfe um die Ohren geschlagen: Die Parteileitung bewirtschaftete mit ihrem EWR 2.0 Illusionen und spekuliere auf einen Austritt Grossbritanniens aus der EU. «Eine Etikette ohne Tiefgang», sagte der Baselbieter Nationalrat Eric Nussbaumer zum Papier. Der Zürcher SP-Nationalrat Martin Naef nervte sich, dass die Parteileitung ihre Aussenpolitiker vor vollendete Tatsachen stellte. «Ich habe davon erstmals aus der Presse erfahren», sagt Naef. Monatelang habe Levrat kein Wort zur EU-Politik gesagt, nach der Abstimmung über die Massen-



*Ballade des ewigen Talents:* SP-Parteipräsident Levrat.

einwanderung fast ein Redeverbot zum Thema verordnet – und dann komme so etwas. Der designierte CVP-Parteipräsident Gerhard Pfister vermutet, die SP-Parteispitze suche mit diesem Vorschlag einfach das Gesicht zu wahren – um ihr Ziel, den EU Beitritt, den ausser der SP niemand mehr wolle oder anstrebe, nicht ganz aufgeben zu müssen.

Kurzum: Wenn die Delegiertenversammlung in La Chaux-de-Fonds eine Erkenntnis brachte, dann diese: Der Mann, der die Politik im nationalen Parlament zwischen 2007 und 2015 wie kein anderer prägte, bekundet inzwischen Mühe, sich bei der Basis durchzusetzen. Levrats erster grosser Coup war die Wahl von Eveline Widmer-Schlumpf anstelle von Christoph Blocher in den Bundesrat. Dafür warben er und sein politischer Zwilling Alain Berset, damals noch im Ständerat, bei welschen FDP- und CVP-Parlamentariern erfolgreich für eine Mehrheit.

Levrat und Berset gaben danach die Züge vor bei der Aufweichung des Bankgeheimnisses, bei der Energiewende, bei der Reform von AHV, Pensionskasse und IV und waren dank einer Mitte-links-Mehrheit im Parlament meistens erfolgreich. Levrats übergeordnetes Leitmotiv: «Die Leute wollen nicht beruhigt werden, sie wollen Lösungen.»

#### Treten an Ort

Das Problem: Die Mehrheiten im Parlament waren damals oft anders als diejenigen in der Bevölkerung. So erfolgreich Levrat in Bern im Hintergrund die Fäden zog, elektoral wirkte sich das kaum aus. Seit 2007 hat die SP kaum mehr einen Blumentopf gewinnen können und stagniert bei einem Wähleranteil um 19 Prozent – auch wenn Levrat hervorstreicht, seine Partei sei im Ständerat besser aufgestellt als auch schon. Nicht gerade vielversprechend sind auch die bisherigen kantonalen Wahlen. Vier Sitzgewinne in Schwyz wurden durch je zwei Verluste in Uri und Thurgau aufgehoben. Dass die Partei bei Wahlen nicht vom Fleck kommt, liegt zwar nicht allein am Freiburger. Levrat sei es aber bisher nicht gelungen, seiner Partei eine klare Richtung zu geben, monieren seine parteiinternen Kritiker.

Kurvenreich wie bei seiner eigenen Karriere – Levrat startete politisch bei den Jungfreisinnigen – versuche er sich auch in der Berner Politik durchzuschlängeln, zum Beispiel bei den Spenden von Banken und Konzernen. Vor zwei Jahren sagte die Partei nein danke, jetzt will sie solche Spenden annehmen. Das kratzt an der Glaubwürdigkeit. Mehr noch als andere Parteien ist die SP auf eine überragende Figur an der Spitze angewiesen. Nach fast acht Jahren als SP-Präsident bröckelt bei Levrat aber langsam der Lack, das hat sich am letzten Wochenende in La Chaux-de-Fonds gezeigt. Das grosse politische Talent will dennoch weiter die Fäden ziehen, auch wenn keine Puppen mehr daran hängen. ○

# Qaasim Illis verbotene Pornos

Der Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS) will der Unzucht vorbeugen. Dabei hat er mit Qaasim Illi ein Führungsmitglied, das unter anderem wegen Pornografie verurteilt wurde.

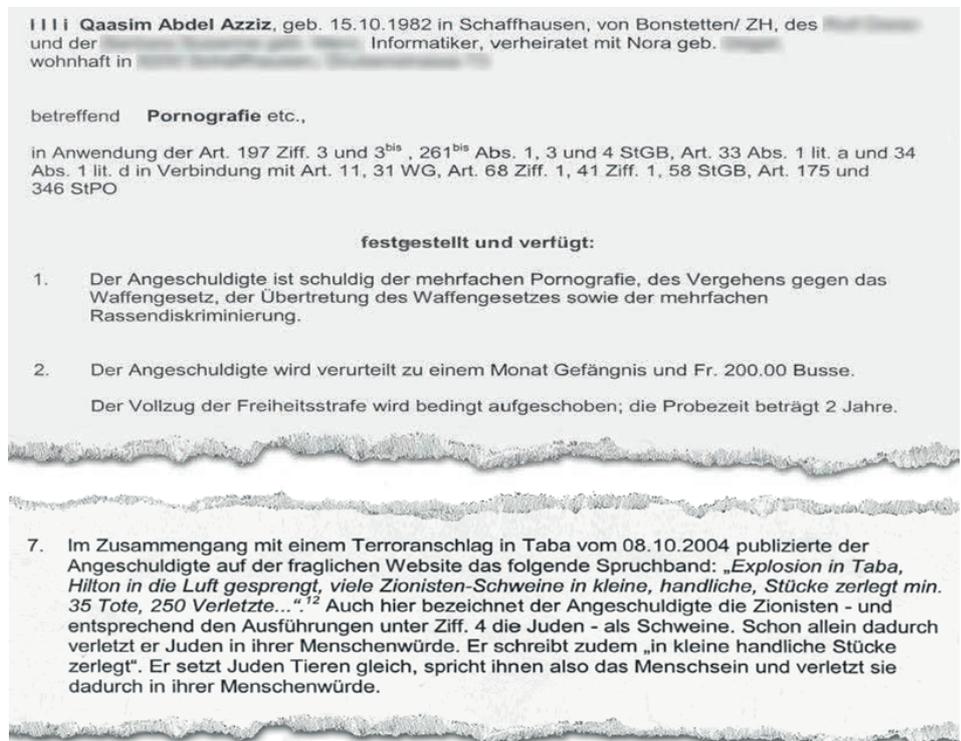
Von Kurt Pelda

Im Selbstverständnis der Salafisten wird der Muslim stets vom Teufel in Versuchung geführt. In diesem Menschenbild ist der Mann eine unbeherrschte Sexbestie. Die Frauen müssen sich verhüllen, damit die armen, offenbar doch recht wehrlosen und fremdbestimmten muslimischen Männer nicht verführt werden. Beim muslimischen Verbot des Händedrucks zwischen Mann und Frau geht es darum, der Versuchung zur Unzucht vorzubeugen. Das schreibt auch der selbsternannte Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS) auf seiner Website. Nun steht es dem Islamrat frei, den Händedruck praktisch als Vorstufe zu Sex anzuprangern. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang aber, wenn ein Führungsmitglied des Salafisten-Rats im Jahr 2005 unter anderem wegen Pornografie verurteilt wurde.

## «Jüdische Sauen»

Der inzwischen 33-jährige Qaasim Illi, Pressesprecher des IZRS, organisierte vor seiner Konversion zum Islam Technopartys. Ausserdem fiel er als rechtsgerichteter Judenhasser und Mitglied der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) auf. Er mag vieles abgelegt haben, als er wegen George W. Bushs Einmarsch in den Irak im März 2003 zum Islam übertrat. Den Antisemitismus aber nahm er nahtlos in sein neues Leben als Muslim mit. Ende 2005 wurde er wegen antisemitischer Rassendiskriminierung, mehrfacher Pornografie und Verstössen gegen das Waffengesetz rechtskräftig zu einem Monat Gefängnis bedingt und 200 Franken Busse verurteilt. Laut einem Strafbefehl verurteilt Illi auf seiner inzwischen gelöschten Website [www.pro-plo.org](http://www.pro-plo.org) Juden mit «Sauen». Mit der Behauptung, dass gegen seine Organisation Pro-PLO auch «ein gewissermassen zionistisch kontrollierter Staatsapparat» arbeite, knüpfte der Neo-Muslim Illi an altbekannte rechtsextreme Verschwörungstheorien an.

Das war nicht alles. Im Juli 2003 fand die Polizei bei Illi drei CDs. Auf den Datenträgern befanden sich verbotene sexuelle Darstellungen mit Gewalt und menschlichen Ausscheidungen, insgesamt mehr als 1200 Bilder. Einer der Ordner, in dem Illi die Bilder damals speicherte, hatte den Namen «Kaviar». Das ist in eingeweihten Kreisen das Codewort für Sex mit menschlichen Ausscheidungen. Illi gab damals zu, die Bilder zum Teil auch Kollegen über einen Server zugänglich gemacht zu haben, er stand also im Zentrum eines Netzwerks für verbotene Pornos. Allerdings habe er nach dem Übertritt zum Islam damit be-



Busse, Gefängnis: Auszüge aus dem Gerichtsurteil.



Konvertit Illi.

gonnen, die Bilder zu löschen. Dennoch befanden sich die CDs auch vier Monate nach der Konversion immer noch in Illis Besitz. Zu diesem Zeitpunkt war er schon wegen eines früheren Verstosses gegen das Waffengesetz vorbestraft.

Verurteilt wurde Illi vier Jahre vor der Gründung des Islamrats. Einen per E-Mail eingesandten Fragenkatalog liess Illi unbeantwortet. Und auf die Frage, ob der IZRS von dieser Vorstrafe wusste und wie er darauf allenfalls reagierte, wollte die Generalsekretärin des Rats, Ferah Ulucay, keine Stellung nehmen. Dagegen schrieb sie: «Mitglieder des Islamischen Zentralrates kommentieren ihr Privatleben prinzipiell nicht und schon gar nicht, wenn es sich auf die Phase der Dschahiliya bezieht.» «Dschahiliya» kann frei als «Zeit der Unwissenheit oder Ignoranz» übersetzt werden. Gemeint ist damit die Phase vor Illis «Rechtleitung», seinem

Übertritt zum Islam. Allerdings wurden die verbotenen Bilder zu einem Zeitpunkt beschlagnahmt, als Illi längst Muslim und damit nicht mehr «ignorant» war. Eine solche Verurteilung stellt beim Pressesprecher des Islamrats wohl kaum eine Privatangelegenheit dar. Ist man ein Schelm, wenn man dem IZRS in diesem Zusammenhang eine gewisse Unaufrichtigkeit unterstellt? Oder hat sich der Mann seither von jeder Form der Pornografie verabschiedet, wie das seine Religion eigentlich von ihm fordert? Wir wissen es nicht, weil der IZRS entsprechende Anfragen blockiert. Klar ist nur, dass Judenhass keine Privatangelegenheit sein kann. Oder gehört Antisemitismus inzwischen zum Programm des Islamrats? Auch auf diese Frage blieb der IZRS die Antwort schuldig. Allerdings hat der IZRS im letzten Jahr ein Video veröffentlicht, in dessen Begleitgesang die palästinensische Terrororganisation Hamas verherrlicht und auf Arabisch zur Tötung von Juden aufgefordert wird (vgl. *Weltwoche* 01.16). Wie Illi auf seiner Website [www.pro-plo.org](http://www.pro-plo.org) macht die Charta der Hamas keinen Unterschied zwischen Zionisten und Juden: Die Hamas sieht es als göttlichen Auftrag, sie allesamt zu vernichten. ○

# «Jeder Zweite hat sich nicht im Griff»

Beschimpft, begrabscht, belästigt – eine Krankenpflegerin berichtet von sexuellen Übergriffen durch Asylbewerber in einem Spital.

Von Alex Reichmuth

**Frau G.\*; Sie haben bis vor kurzem als Pflegefachfrau in einem Regionalspital gearbeitet und dabei häufig mit Asylbewerbern zu tun gehabt. In welchem Rahmen war das?**

Am Spital arbeitet ein Lungenspezialist. Darum kommen häufig Asylbewerber hierher, die wegen Verdachts auf Tuberkulose abgeklärt werden müssen.

**Welche Erfahrungen haben Sie dabei gemacht?**

Ein Teil dieser Asylbewerber war nett und dankbar. Andere aber waren frech oder beschimpften das Personal. Viele machten auch sexuelle Anspielungen. Sie sagten zum Beispiel, dass ihnen mein Körper gefalle. Einige von ihnen griffen mir an die Brüste und ans Gesäss.

**In welchen Situationen gab es Übergriffe?**

Bei Tuberkulose-Abklärungen sind Lungenspiegelungen nötig. Das bedingt, dass eine Kamera an einem Schlauch durch die Nase in die Lunge geführt wird. Für diesen Vorgang sind einige Vorbereitungshandlungen nötig, bei denen man den Patienten notgedrungen sehr nahe kommt. Als Pflegerin trägt man dabei einen Mundschutz und eine spezielle Schürze, um Ansteckungen zu vermeiden. Die Übergriffe geschahen meist in solchen Momenten.

**Wie oft gab es solche Vorfälle?**

Ich schätze, dass jeder zweite untersuchte Asylbewerber sich nicht im Griff hatte. Es machte den Eindruck, als ob manche von ihnen beim Betreten des Spitals sämtliche Hemmungen abgelegt hätten. Diese Berührungen geschahen eindeutig bewusst, nicht etwa zufällig.

**Welche Gruppen von Asylbewerbern neigten zu solchem Verhalten?**

Es waren fast immer junge Männer. Viele von ihnen kamen aus Eritrea oder Senegal. Abgesehen von Asylbewerbern gab es solche Vorfälle auch mit Männern aus dem Balkan, die wegen einer möglichen Ansteckung in ihrer Heimat zu einer Tuberkulose-Abklärung kommen mussten.

**Kommen sexuelle Übergriffe nicht auch bei Schweizer Patienten vor?**

Doch, das gibt es auch – vor allem bei älteren Männern. Aber das geschieht weitaus seltener als bei Asylbewerbern.

**Hat dieses Verhalten etwas mit dem religiösen oder kulturellen Hintergrund von Asylbewerbern zu tun?**

Das kann ich nicht beurteilen. Mir schien aber, dass es ihrer Mentalität entspricht. Diese Männer gehen wohl allgemein so mit Frauen um und meinen, sie könnten sich auch gegenüber Pflegerinnen in dieser Weise aufführen.

**Wie reagierten Sie, wenn jemand handgreiflich wurde?**

Ich sagte deutlich «nein». Das wurde aber nicht immer respektiert. Jedenfalls bemühte ich mich jeweils, die Vorbereitungen zur Lungenspiegelung so rasch als möglich hinter mich zu bringen. Während der Spiegelung selber schlafen die Patienten. Ich habe ihnen also jeweils möglichst schnell das Schlafmittel gespritzt, um mich der unangenehmen Situation zu entziehen.

**Machten auch andere Pflegerinnen solche Erfahrungen?**

Ja. Zumindest die jungen Pflegerinnen in unserem Team waren alle von Belästigungen betroffen.

**Hat man die Übergriffe im Spital thematisiert?**

Nein. Wir Pflegerinnen versuchten zwar mehrfach, diese Vorfälle gegenüber den Vorgesetzten anzusprechen. Unterstützung gab es aber praktisch keine. Fast alle Vorgesetzten schauten darüber hinweg. Die Übergriffe wurden einfach unter den Teppich gekehrt.

**Können Sie sich das Desinteresse erklären?**

Es gab so eine Haltung, dass solche Vorkommnisse zu unserem Berufsalltag dazugehören. Womöglich spielten auch Ängste mit, als fremdenfeindlich zu gelten, wenn man diese Übergriffe offen thematisiert.

**Wie haben sich diese Vorfälle ausgewirkt?**

Ich wurde immer abgebrühter und verhielt mich zunehmend distanziert gegenüber solchen Patienten. Mein Bild von Asylbewerbern ist durch diese Erlebnisse sicher nicht besser geworden. Auch bekam ich den Eindruck, dass manche von ihren Betreuern geradezu verhätschelt wurden.

**Warum?**

Ich machte im Kontakt mit Asylbetreuern Erfahrungen, die mich irritierten. Sie erwarteten von mir etwa, dass ich Asylbewerbern, die zu einer Nachkontrolle nach einer Tuberkulose-Erkrankung aufgeboten waren, den Termin mit einer SMS bestätigte – von meinem Handy aus. Als ich das ablehnte, weil ich meine Handynummer sicher nicht preisgebe, schlugen sie mir vor, die Aufgeborenen jeweils zwei Stunden vor dem Termin von einem Festnetztelefon aus anzurufen, um sie zu wecken. Dabei haben ja alle ein eigenes Handy mit einer Weckfunktion.

\* Name der Redaktion bekannt



«Möglichst schnell das Schlafmittel gespritzt.»



*Der Fussball und die Erde sind rund:* Sportmissionar Blatter.

## Weltkarriere in Kartonschachteln

Nach turbulenten Monaten lege ich nun den autorisierten Lebensbericht des früheren Fifa-Präsidenten Sepp Blatter in Buchform vor. Der vielfach Angefeindete kämpft weiter, schaut nach Asien und erlebt Stillosigkeiten jenes Verbandes, den er gross gemacht hat. *Von Thomas Renggli*

Mit welchen Zahlen lässt sich die berufliche Bilanz am besten ziehen? Im Fall des langjährigen Fifa-Präsidenten Joseph S. Blatter gibt es diverse Ansätze. Da wären die 63 Kartonschachteln, in denen sein Büroinventar vom Fifa-Hauptsitz nach Hause geliefert wurde. Die Heimlieferung war nötig, weil der Walliser sein einstiges Reich auf dem Zürichberg seit seiner Suspendierung Anfang Oktober 2015 nicht mehr betreten durfte. Das Objekt, das der Weltverband bis zuletzt zurückhielt, war eine Standarte der Schweizer Armee – persönlich ausgestellt auf den früheren Kommandanten (und Oberst) eines Versorgungsregiments. Mittlerweile ist die Flagge aber als ethisch unbedenklich eingestuft und dem Besitzer ausgehändigt worden.

41 Jahre lang arbeitete Sepp Blatter bei der Fifa. Exakt 14 991 Tage. Das ist die Dauer von

zehn Weltmeisterschaften und sechs Weltmeister. Innerhalb dieser Zeitspanne hat die Menschheit das Internet erfunden, die Schweiz den Tennissport (Federer) und die Weltmeere (Alinghi) erobert. Und die Fifa ist von einem Verein mit zwölf Mitarbeitern und roten Zahlen zu einem Weltkonzern mit über 450 Angestellten, einem jährlichen Umsatz von rund einer Milliarde und einem Vermögen von 1,5 Milliarden Dollar geworden. Als Sepp Blatter am 10. Februar 1975 im Alter von 39 Jahren beim Weltverband seinen ersten Job als Entwicklungsdirektor antrat, zählte die Fifa 146 Mitgliederverbände. Heute sind es 209.

### Kampf gegen und für die Fifa

Mein Buch, das in diesen Tagen über den wohl bekanntesten und streitbarsten Schweizer erscheint, ist weder eine Verteidigungsschrift

noch eine Abrechnung. Es ist ein Mosaik aus Erzählungen, Anekdoten, Aussenansichten, Fakten und Zahlen über das Leben und Schaffen von Sepp Blatter. Es erzählt aus der Vergangenheit, knüpft aber auch an die Aktualität an – und zeigt die menschliche Seite einer Geschichte, die im medialen Durchlauferhitzer zuweilen etwas gar einseitig wiedergegeben wurde.

Selbst nach der Aburteilung durch die Fifa-Gremien (Ethikkommission, Rekurskammer) treibt Blatter die Überzeugung von seiner Rehabilitation an. In den kommenden Wochen soll sein Fall am Sportgerichtshof (CAS) in Lausanne behandelt werden. Von dieser Instanz erhofft sich Blatter ein unabhängiges Urteil: «Ich bin überzeugt, dass es in dieser Welt Gerechtigkeit gibt. Ich habe nichts gemacht, was mich mit dem Gesetz in Konflikt bringt.»

Er weist darauf hin, dass in Zusammenhang mit seiner Anklage und Verurteilung diverse rechtsstaatliche Grundsätze ignoriert wurden. Dies begann mit der provisorischen Suspendierung am 8. Oktober 2015. Die Sanktion wurde ausgesprochen, ohne dass der Beschuldigte von der rechtsprechenden Kammer der Fifa-Ethikkommission angehört worden ist: «Das ist ein Verstoss gegen die Menschenrechte», sagt Blatter. Das Buch zeigt auch den Zwiespalt, in dem sich der ehemals höchste Fussballer befindet: Sepp Blatter kämpft gegen die Fifa – und für die Fifa: «Die Fifa ist mein Leben, und ich werde alles dafür tun, ihre Interessen zu verteidigen.»

#### «Chefmoralist» Scala

Irritierend war für Blatter allerdings die offensive Kommunikation des Weltverbandes, die den Prozess seiner Vorverurteilung befeuerte. Eine Schlüsselrolle spielten Fifa-Jurist Marco Villiger sowie Domenico Scala, der Präsident des Audit- und Compliance-Komitees und der Wahlkommission. Blatter bezeichnet Scala als «Chefmoralisten», der immer auch seine eigenen Ziele im Visier hat.

Das Urteil der Ethikkommission vom 21. Dezember, ihn für acht Jahre zu sperren, bezeichnet Blatter als «Hammerschlag». Dass die Fifa-Rekurskammer am 24. Februar 2016 das Strafmass zwar um zwei Jahre reduzierte, aber an der Sperre festhielt – und diesen Entscheid praktisch mit demselben Wortlaut begründete wie die Ethikkommission –, spricht in seinen Augen für die Befangenheit dieses Gremiums: «Wofür werde ich gesperrt? Für einen finanziellen Vorgang, der mit einem Verstoss gegen den Ethikkodex eigentlich nichts zu tun hat?», fragt sich der Verurteilte.

Blatter sieht sich als Opfer eines aus den USA gesteuerten Komplotts: «Alle Fälle, welche die Ethikkommission zuvor behandelt hatte, erstreckten sich über mehrere Jahre. Nur jene von Platini, Generalsekretär Jérôme Valcke und mir gingen im Eiltempo durch alle Instanzen. Und was heisst acht oder sechs Jahre Sperre? Verglichen mit dem Schweizer Strafgesetz müsste ich etwas richtig Gravierendes verbrochen haben.»

Heute blickt der Walliser zurück – aber auch nach vorne. «Vorwärts zu den eigenen Wurzeln», könnte man seine beruflichen Absichten umschreiben. Die Förderung und Globalisierung des Fussballs zählen noch immer zu den zentralen Anliegen des früheren Entwicklungsdirektors – und diesbezüglich hat Blatter eine klare Meinung: «China gehört die Zukunft – in keinem Land ist mehr wirtschaftliches und sportliches Potenzial vorhanden als im bevölkerungsreichsten Staat der Erde mit seinen rund 1,4 Milliarden Einwohnern.»

Blatter schöpft diese Erkenntnisse aus seinen Besuchen in der Volksrepublik und den Begegnungen mit dem chinesischen Präsidenten Xi Jinping: «Er ist einer der grössten Förderer unseres Sports und kann China als Weltmacht im Fussball etablieren.»

Xi Jinping selber hat drei grosse Visionen: Er strebt nach 2002 mit der Nationalmannschaft die zweite Teilnahme an einer WM-Endrunde an. Er will in seinem Reich so schnell wie möglich eine WM organisieren – und *last, but not least* sollen die chinesischen Fussballer den WM-Pokal in die Höhe stemmen.

Auch dank Blatter avancierte das Reich der Mitte in den vergangenen Monaten zu einem zentralen Player im internationalen Fussball – zumindest wirtschaftlich. Mit der Wanda Group, die im Besitz eines der reichsten Chinesen, Wang Jianlin, steht, stösst erstmals ein chinesisches Unternehmen in den Kreis der wichtigsten Partner des Weltverbands vor. Die Zusammenarbeit ist vorläufig bis zur WM 2030 terminiert und markiert ein wichtiges Zeichen im Kampf gegen die wirtschaftliche Unsicherheit.

Im vergangenen August kaufte Wanda für 650 Millionen Dollar die Marke Ironman und die World Triathlon Corporation. Im Januar stieg der Konzern, dem auch die amerikanische Kinokette AMC gehört, für 51 Millionen Dollar mit 20 Prozent beim Champions-League-Halbfinalisten Atlético Madrid ein. Nur einen Monat später erwarb er für gut eine Milliarde Euro den Sportvermarkter Infront im schweizerischen Zug. Zu den Schlüsselfiguren bei der Abwicklung des Geschäfts gehört Philippe Blatter, der Neffe von Sepp Blatter.

Gianni Infantino feierte den Vertragsabschluss zwischen der Fifa und Wanda als grossen Durchbruch und ersten Meilenstein seiner Präsidentschaft: «Die Fifa geht von der Verteidigung zum Angriff über», verkündete er stolz. In seiner Verklärung blendete Infantino einen wichtigen Fakt aus: Das Geschäft wurde von seinem Vorgänger initiiert. Im Umfeld des Kongresses 2015 hatte Sepp Blatter zusammen mit Wang Jianlin und Philippe Blatter die Basis zum Vertragsabschluss gelegt. Die

#### «Xi Jinping ist einer der grössten Förderer unseres Sports und kann China als Weltmacht etablieren.»

Frankfurter Allgemeine Zeitung kommentierte entsprechend: «Willkommen zurück im Blatter-Reich. Der neue, millionenschwere Sponsorenvertrag, den die Fifa unterschrieben hat, trägt in seiner Luokrativität, Verzweigkeit und Interessen-Vermischung die Handschrift des gesperrten ehemaligen Präsidenten.»

#### Unverbesserlicher Optimist

Sepp Blatter verfolgt die Entwicklung im Fernen Osten mit grossem Interesse. Er ist sich bewusst, dass in China sportpolitisches, fussballspezifisches und strategisches Know-how eher früher als später gefragt sind. «Ich bin bereit für neue Aufgaben», sagt er – und blättert in seinem Buch, das er explizit nicht als Biografie verstanden haben will.

Im vergangenen November gesundheitlich schwer angeschlagen und danach auch immer wieder Stimmungsschwankungen ausgesetzt, strömt er mittlerweile wieder unverbesserlichen Optimismus aus: «Ich bin vielleicht am Ende meiner Fifa-Karriere, aber nicht am Ende meines Lebens.»



Thomas Renggli: Sepp Blatter – Mission & Passion Fussball. Werd-Verlag, 308 S., Fr. 39.–

# Vorwärts kommen!



#### ● Engpässe beheben – Schluss mit Stau

Strassenbenützer zahlen immer mehr Steuern und Abgaben - und stehen trotzdem immer öfter im Stau. Besonders betroffen sind die Gemeinden in den Agglomerationen. Sie müssen dringend entlastet werden.

#### ● Benzinpreis nicht erhöhen

Das Parlament will für den Ausbau der Strasse den Benzinpreis erhöhen. Die Initiative will das verhindern. Von den rund 9 Mia. Franken, welche die Strassenbenützer jährlich dem Bund abliefern, werden nur 30 Prozent für die Strasseninfrastruktur verwendet. Das Geld ist vorhanden, es muss nur richtig eingesetzt werden.

#### ● Sicherheit schaffen

Die Strassen stossen an ihre Kapazitätsgrenzen. Die Bevölkerung wächst, der Verkehr nimmt zu. Umfahrungen von Wohnquartieren schaffen mehr Sicherheit. Von der Verkehrsentlastung profitieren alle – auch Velofahrer und Fussgänger.

#### ● Wirtschaft und Gewerbe entlasten

Handwerker und Dienstleistungsbetriebe sind auf gute Strassenverbindungen angewiesen. Die Staukosten betragen rund 2 Mia. Franken pro Jahr. Dies zahlen am Schluss die Kunden und Konsumenten!



---

# Chemie tut gut

---

**Immer wieder wird über die Schweizer Pharmaindustrie gelästert. Es gehört zum guten Ton, Chemie-Konzerne «problematisch» zu finden. Zu Unrecht. Keine Branche ist so innovativ, exportstark und nützlich. Schweizer Pharma verbessert die Welt. Von Claudia Schumacher und Kostas Maros (Bilder)**

Globuli sind, theoretisch, toll. Die Wunderkügelchen schmecken nicht nur süß, sie sind auch so vielseitig und allzeit bereit wie ein imaginärer Freund. Stürzt ein Kind, kann man ihm gegen die Folgen ein paar Zuckerkügelchen geben. Die in ihnen enthaltene «energetische Information» soll auch gegen Halsschmerzen, Rötungen oder bei einem Bandscheibenvorfall helfen.

Während der klassischen Pharmazie und der Schulmedizin heutzutage Misstrauen entgegengebracht wird, erfreut sich die Homöopathie grosser Beliebtheit. Ab 2017 ist sie der Schulmedizin in der Schweiz nicht nur gesetzlich gleichgestellt, sie soll sogar eine bevorzugte Behandlung geniessen. Vor sieben Jahren stimmten über zwei Drittel der Schweizer mit «Ja» für eine «Zukunft mit Komplementärmedizin». Ab 2017 werden Behandlungen in anthroposophischer Medizin, traditioneller chinesischer Medizin, Homöopathie und Pflanzenheilkunde auch dann von der Krankenkasse bezahlt, wenn eine Wirkung nicht erwiesen werden kann.

## Beliebte Homöopathie

Während die klassische Pharmaindustrie Jahr für Jahr Milliarden in die Forschung investiert und zur Zulassung ihrer Medikamente deren Wirksamkeit auf eigene Kosten in Studien unter Beweis stellen muss, gilt für Komplementärmedizin das sogenannte Vertrauensprinzip. Das hat der Bundesrat so entschieden, und er hat auch das Heilmittelgesetz zugunsten der Komplementärmedizin revidiert: Hersteller homöopathischer Medikamente müssen nicht beweisen, dass diese nutzen. Es reicht der Nachweis, dass sie nicht schaden.

Ein Vertrauensvorschuss, von dem die klassische Pharmazie nur träumen kann. Obwohl sich dank ihrer Medikamente viele Krebserkrankungen heilen lassen und Organtransplantationen gelingen, legt eine Reihe populärwissenschaftlicher Bücher der letzten Jahre nahe, die Pharmabranche stehe in engem Bund mit dem Teufel: «Die Pharma-Falle: – Wie uns die Pillenkonzerne manipulieren», «Die weisse Mafia: Wie Ärzte und die Pharmaindustrie unsere Gesundheit aufs Spiel setzen», «Tödliche Medizin und organisierte Kriminalität: Wie die Pharmaindustrie das Gesundheitswesen korrumpiert», «Die Pharma-Lüge: Wie Arzneimittelkonzerne Ärzte irreführen und Patienten schädigen». Gegen die Pharmabranche scheint kaum ein Vorwurf zu hart. Warum ist das so?

«Als junger Wissenschaftler an der Universität dachte ich wie viele andere früher auch, dass es in der Pharmaindustrie vor allem ums Geld geht», sagt Dhaval Patel, Leiter des biomedizinischen Forschungsinstituts von Novartis in Basel. Der 54-jährige Amerikaner ist seit zehn Jahren im Land, er hat das Institut auf dem zwanzig Hektar grossen Novartis-Campus mit aufgebaut. Bevor er zum weltgrössten Pharmaunternehmen kam, hatte der Mediziner an US-Universitäten hochrangige akademische Positionen inne. Wie konnte ihn Novartis trotz seines Misstrauens gegenüber der Branche für sich gewinnen? Mit Geld?

Patel lacht freundlich. Er habe zwar ein auch finanziell attraktives Angebot erhalten. Der entscheidende Punkt sei aber ein anderer gewesen. «Als Wissenschaftler bei einem Pharmaunternehmen stellt man, anders als an den Universitäten, nicht nur Wissen bereit», so Patel. «Man geht einen Schritt weiter und entwickelt daraus Medikamente – ein konkreter Nutzen für Menschen!» Für ihn sei das die «befriedigendere» Form der Wissenschaft.

Schaut Patel auf seine Zeit bei Novartis zurück, machen ihn die Erfolge im Bereich der Schuppenflechte besonders stolz. Gegen die Hautkrankheit, unter der oft junge Frauen leiden, gab es früher nur Medikamente, die das Ausmass der Schuppenflechte reduzierten. Das im letzten Jahr eingeführte Novartis-Medikament Cosentyx bringt hier klare Ver-

---

## Alzheimer und Krebs halten in einer überalternden Gesellschaft vernichtende Probleme bereit.

---

besserung. Bei Novartis, wo in diesem Jahr das zwanzigjährige Bestehen seit der Fusion der beiden ehemaligen Basler Pharma- und Chemieunternehmen Ciba-Geigy und Sandoz gefeiert wird, forschen 6000 Menschen weltweit in etwa 500 Labors. Einer der grössten Forschungsstandorte ist der Basler. Von Stararchitekten aus den nobelsten Materialien erstellte Gebäude reihen sich aneinander. Beim Innendesign wechseln sich Nussbaumholz und kunstvoll arrangierte Oasen grüner Bepflanzung ab. Dass hier die Elite arbeitet, ist nicht zu übersehen. Die Pharmabranche meint es gut mit ihren Arbeitnehmern. Auch das ist ein Grund, weshalb dieser Wirtschaftszweig bei der Bevölkerung auf Argwohn stösst: Als bekannt wurde, dass Daniel Vasella, damals Kon-

zernchef und Verwaltungsratspräsident von Novartis, 2001 einen Lohn von 20 Millionen Franken bezogen hatte, löste das ein «mulmiges Gefühl im Bauch von Herrn und Frau Schweizer» aus, wie die NZZ schrieb.

## Irrige Anschuldigungen

Ob es Manager gibt, die ein Gehalt von 20 Millionen Franken wert sind, ist eine Frage, über die man sich streiten kann. Der moralische Konflikt, in den sich dabei ein Pharmaunternehmen begibt, ist aber schärfer als bei Banken oder anderen Unternehmen. Wer Medikamente verkauft, verdient am Leben und Wohlbefinden von Menschen. Beziehungsweise daran, dass sie krank sind – ziemlich unheimlich.

Die kritische Prüfung der Branche durch die Gesundheitsbehörden ist daher wichtig zum Wohl der Gesellschaft. Die privatwirtschaftliche Regelung der Arzneimittelherstellung hat sich dennoch als sinnvoll erwiesen. Historisch betrachtet, gibt es kaum Beispiele für gute Medikamente, die von staatlichen oder Non-Profit-Organisationen entwickelt worden sind. Wettbewerb fördert Innovation und beschleunigt Forschungsprozesse.

Dafür, dass gute Medikamente auf den Markt kommen, sind letztlich die Gesundheitsbehörden verantwortlich, welche über die Zulassungen entscheiden und die Preise festsetzen. Was wiederum manche Vorwürfe an die Pharmaunternehmen fehlgeleitet erscheinen lässt, etwa im Fall Tamiflu: Roches Grippemittel wurde von der Weltgesundheitsorganisation gegen die Vogelgrippe empfohlen, wodurch Roche Milliarden verdiente. Später wurden die Studien, welche die Wirksamkeit von Tamiflu gegen Vogelgrippe nachwiesen, in der Öffentlichkeit angezweifelt. Die Prüfung und Bewertung solcher Studien obliegt den Behörden. Dennoch wandte sich die öffentliche Kritik gegen Roche. Der Hersteller hatte den Behörden aber alle geforderten Unterlagen eingereicht und keine Täuschung betrieben.

Die Milliardensummen, die Pharmaunternehmen durch den Verkauf ihrer Medikamente einnehmen, fliessen nur bruchstückhaft in Repräsentationsbauten und Managergehälter. Vor allem müssen sie reinvestiert werden. Novartis liess im vergangenen Jahr 8,6 Milliarden Franken in die Forschung und Entwicklung neuer Medikamente fliessen. Bei Roche, dem weltweit drittgrössten Pharmaunternehmen, waren es mit 9,3 Milliarden sogar noch mehr.



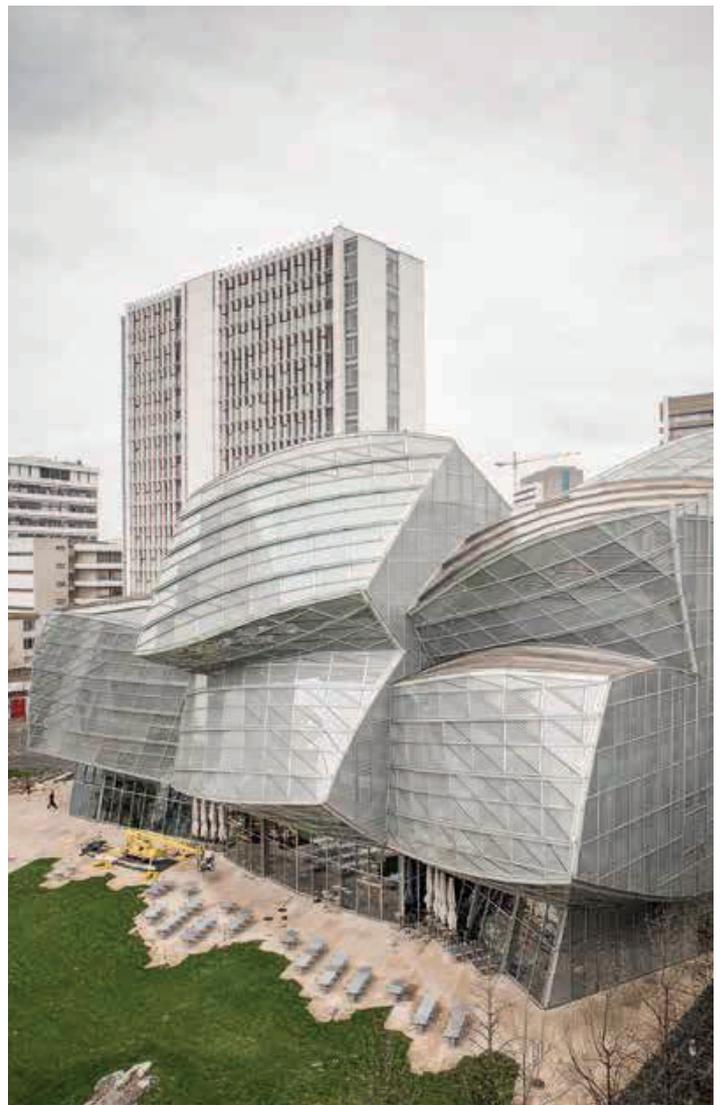
*Innovation wird immer teurer: Novartis-Forscher Trappe.*



*Erfolge im Bereich der Schuppenflechte: Institutsleiter Patel.*



*Chemische Treffer für biologische Probleme: Screening-Roboter.*



*Architektur für die Elite: Gehry-Gebäude auf dem Novartis-Campus.*

## Medikamente für den Werkplatz

Die Schweiz ist das am stärksten industrialisierte Land der Welt. Dank der Pharmaindustrie, die heute ein Drittel aller Exporte liefert. *Von Markus Schär*

### Die Schweiz ist das am stärksten industrialisierte Land der Welt

	Industrieproduktion pro Kopf (in 1000 US-\$)	Bruttoinlandsprodukt (in Mrd. US-\$)	Anteil Industrie-Produktion am BIP (in %)	Industrieproduktion (in Mrd. US-\$)	Bevölkerungszahl (in Mio.)
<b>Schweiz</b>	<b>15,5</b>	<b>651</b>	<b>19</b>	<b>123</b>	<b>8</b>
Singapur	10,7	296	18	53	5
Deutschland	10,3	3636	23	836	81
Schweden	8,9	558	16	89	10
Norwegen	8,2	511	8	41	5
Japan	7,3	4901	19	931	127
Südkorea	7,3	1222	31	378	52
USA	6,4	16780	12	2013	316
Frankreich	4,7	2737	11	301	64
Grossbritannien	3,9	2536	10	253	64
China	2,1	9181	30	2754	1360

QUELLE: WELTBANK, WELTWOCH

### Flexible Bedingungen im attraktiven Umfeld.

Alle fürchten sich vor der Deindustrialisierung der Schweiz, selbst Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann, der es als ehemaliger Maschinenindustrieller besser wissen könnte. Wer sich aber ruhig die Zahlen anschaut, der kann keine Gefahr erkennen, dass der Werkplatz sich entvölkert oder ganz verschwindet. Im Gegenteil: Dieser steht besser da denn je – nach vierzig Jahren Gerede von der Deindustrialisierung ist die Schweiz immer noch das am stärksten industrialisierte Land der Welt. Und sie dürfte es bleiben, dank der Pharmaindustrie.

### Visionärer Zusammenschluss

Der überraschende Befund, zu dem der Think-Tank Avenir Suisse vor vier Jahren kam (genauer: der Autor dieser Zeilen in dessen Diensten), lässt sich mit den aktualisierten Daten sogar bekräftigen. Auf der Rangliste der wettbewerbsfähigsten Industrieländer, die das Beratungsunternehmen Deloitte führt, steht die Schweiz zwar nur noch an 12. Stelle und rutscht bis 2020 auf den 19. Rang ab – dies einfach, weil grosse Schwellenländer wie Vietnam, Malaysia oder Indonesien sie mit ihrem Angebot an günstigen Arbeitskräften überholen.

Ein ganz anderes Bild zeigt sich beim Vergleich im Verhältnis zur Grösse der Staaten (siehe Tabelle). Als einziges westliches OECD-Land hielt die Schweiz den Anteil der Industrieproduktion am Bruttoinlandsprodukt seit einem Vierteljahrhundert bei rund einem Fünftel – es gibt also nicht den geringsten Anlass, von einer Deindustrialisierung zu sprechen. 2014 schuf die Industrie so eine Produktion für 123 Milliarden US-Dollar, also 15 500 Dollar pro Kopf der Bevölkerung. Das ist einsamer Weltrekord: Die Industriemacht Deutschland, auf dem dritten Platz fast gleichauf mit dem zweitklassierten Singapur, kommt auf ein Drittel weniger. Die USA und Japan, die Vorbilder der ersten beziehungsweise der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, erreichen nicht einmal den halben Wert. Grossbritannien, die Wiege der Industrialisierung, bringt es wie Frankreich noch auf ein Viertel. Und China, die Werkbank der Welt, findet sich in dieser Wertung unter «ferner liefen».

Die Schweizer Industrie blüht unverändert, weil sie sich völlig gewandelt hat. Noch im Jahr 2000 lieferten die Maschinenbauer den grössten Anteil an den Exporten, mit 27 Prozent so viel wie Pharma (16 Prozent) und Chemie (10 Prozent) zusammen. Fünfzehn Jahre später steht die Maschinen- und Elektroindustrie in der Ausfuhrstatistik noch mit 15 Prozent zu Buche, die chemisch-pharmazeutische Industrie mit 41 Prozent; Medikamente und Diagnostika machen allein ein Drittel aller Schweizer Exporte aus.

Diese Erfolgsgeschichte zeigt, wie visionär 1996 der Zusammenschluss der beiden Basler Riesen Ciba-Geigy und Sandoz zu Novartis war. Die Schöpfer richteten den neuen Konzern auf die (damals erfundenen) Life-Sciences aus, die aufgrund der Forschungsleistungen zu einer hohen Wertschöpfung führen. Und sie lagerten die Produktion von Chemikalien als Massengüter in Schwellenländer mit niedrigem Lohnniveau aus.

Diesen wertvollen Arbeitsplätzen droht auch keine Gefahr, wenn sich die Industrie zunehmend digitalisiert und roboterisiert, meinen Branchenvertreter: Nirgends finden sich so hoch qualifizierte Leute, so flexible Bedingungen und ein so attraktives Umfeld wie in der Schweiz.

«Nur wirtschaftlich erfolgreiche Unternehmen können langfristig investieren und nachhaltig Innovation bereitstellen», sagt Nicolas Dunant, Pressechef von Roche. In den letzten Jahren konnte Roche Fortschritte in der Behandlung von HER2-positivem Brustkrebs erzielen. Früher starben Patientinnen daran oft nach wenigen Monaten. Dank der kombinierten Einnahme der beiden Roche-Medikamente Herceptin und Perjeta ist heute die durchschnittliche Überlebensdauer auf fast fünf Jahre ausgeweitet.

### Zwei Milliarden pro Medikament

«Innovation ist ein hochriskantes Geschäft», betont André Wyss, Präsident Novartis Operations und Länderchef Novartis Schweiz, die Notwendigkeit des finanziellen Erfolgs für die Entwicklung von Medikamenten. Der wohl grösste Durchbruch in der Geschichte von Novartis war die Entdeckung des Wirkstoffs Imatinib, der im Medikament Glivec 2001 auf den Markt kam. Mit Glivec konnte erstmals die chronisch myeloische Leukämie erfolgreich therapiert werden, deren Folgen früher die meisten Patienten innerhalb weniger Jahre erlagen. Dieses Jahr läuft der Patentschutz für Glivec aus. Generika anderer Hersteller werden auf den Markt kommen und somit den Innovationsdruck auf Novartis erhöhen.

Die durchschnittlichen Kosten für die Entwicklung eines Medikaments sind hoch. «Vor etwa zehn Jahren waren es noch weniger als eine Milliarde Franken», so Wyss. Heute brauche es für die Entwicklung eines neuen Medikaments bereits zwei Milliarden Franken.

Weshalb Innovation so schwindelerregend teuer ist, kann man etwas besser verstehen, wenn man ein Labor besucht. «Was früher zwei Jahre gedauert hat, schaffen wir heute in wenigen Wochen», sagt Jörg Trappe, Leiter der Hit Finding Unit von Novartis. Diese Geschwindigkeit ist teuer. Trappe steht inmitten von Maschinen und Robotern, die ein Archiv von rund zwei Millionen chemischen Substanzen vollautomatisch betreiben, Proteine mit Hilfe von Insektenzellen herstellen, abernten und Flüssigkeiten über akustische Signale durch die Luft schiessen. Allein die Technik für die Arbeitsgruppe, die Trappe unterstellt ist, liegt im Kostenbereich von 25 bis 30 Millionen Franken.

Die Hit Finding Unit steht am Anfang der Entwicklung vieler Novartis-Medikamente: Sie sucht chemische Treffer für biologische Probleme. Für das sogenannte Screening liefern Wissenschaftler aus aller Welt Trappes Gruppe Informationen über defekte Stellen in Zellen, welche die unterschiedlichsten Krankheiten verursachen. Beim Screening wird das medizinische Problem mit Hilfe der Robotik innerhalb kurzer Zeit unter Beizug des kompletten Substanzenarchivs von bis zu zwei Millionen potenziellen Wirkstoffen auf Reak-

tionen hin durchgetestet. Mit etwas Glück werden ein paar Dutzend Substanzen gefunden, die positiv auf die defekte Zellstelle reagieren. Sehen diese Reaktionen vielversprechend aus, werden Projektgruppen gestartet, die versuchen, um die jeweilige Substanz herum ein Medikament zu entwickeln. Die meisten dieser Ansätze enden trotz intensiver Bemühungen in einer Sackgasse. Finanziert werden müssen sie trotzdem. Nach zehn bis vierzehn Jahren ist es so weit: Dann hat – im Erfolgsfall – eines von etwa hundert Projektteams ein neues Medikament realisiert. In diversen Studien müssen zuvor noch die Sicherheit und die Wirksamkeit am Patienten nachgewiesen werden, was den Hauptteil der Kosten verursacht. Die Ansprüche der Behörden steigen. Ausserdem sind die Krankheiten, gegen die es noch keine Medikamente gibt, häufig komplexer als bereits erforschte. In der Folge sind auch die Wirkstoffe aufwendiger herzustellen. Innovation wird immer teurer.

Trotz hoher Forschungskosten und der daraus resultierenden Medikamentenpreise, die oft kritisiert werden, sank der Medikamentenanteil an den Gesundheitskosten in der Schweiz in den letzten fünfzig Jahren von 25 auf zehn Prozent. «Wir sind ausserdem darum bemüht, durch gute Medikamente den Anteil der Spitalaufenthalte an den Gesundheitskosten zu senken», so Wyss. Momentan verursachen stationäre und ambulante Behandlungen rund 75 Prozent der Kosten im Gesundheitssystem.

Neben dem Vorwurf, dass sie Medikamente überteuert auf den Markt bringe, bestehen weitere landläufige Anschuldigungen gegenüber der Pharmabranche. Etwa, dass diese nicht wirklich auf Heilung, sondern nur auf die Linderung von Krankheiten aus sei, um weiterhin Geld damit zu machen. Es gibt Beispiele, die dagegen sprechen. Obwohl Novartis momentan gut an einem Medikament verdient, welches immunologische Probleme nach Nierentransplantationen unterdrückt und lebenslänglich eingenommen werden muss, forscht der Hersteller an einem Nachfolgemedikament, welches die Probleme vollständig beseitigen soll und dann abgesetzt werden kann. Auf Heilung hin zu forschen, verlangt auch die Logik des Marktes. Tut man es nicht, macht es ein Konkurrent – und fegt das eigene Produkt vom Markt. Weiterforschen bis zur Heilung lohnt sich.

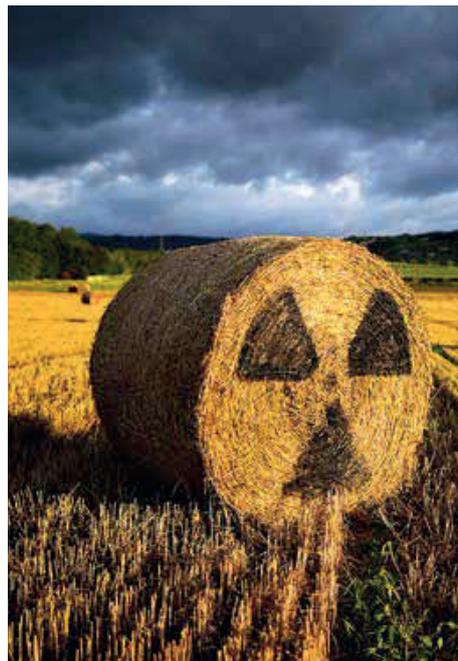
Den Einsatz von Tierversuchen konnte die Pharmaindustrie reduzieren. Geschenke an Ärzte sind nicht mehr erlaubt. Dafür nimmt das Engagement der Branche in Drittweltländern zu. Die Schweizer Pharmaindustrie wird allgemein besser, was auch zu hoffen steht: In einer Gesellschaft, in der die Überalterung fortschreitet, halten Alzheimer und Krebs vernichtende Probleme bereit, die Globuli nicht werden lösen können. ○

# Kleinstgefahren

**Der Bund will den Strahlenschutz ausbauen und selbst absurd kleine Gefahren unterbinden. Fachleute befürchten, dass die neuen Vorschriften ausser Kosten kaum etwas bringen. Von Alex Reichmuth**

Ein Sturz aus fünf Metern Höhe endet in vielen Fällen tödlich. Muss man sich deswegen um «Stürze» aus einer Höhe von weniger als einem Millimeter sorgen? Kaum. Doch ersetzt man «Meter» durch «Sievert», die Einheit für die Wirkung ionisierender Strahlung, ist man bei einer ernstgemeinten Risikodiskussion: Eine plötzliche Strahlendosis von fünf Sievert stellt eine tödliche Gefahr dar. Die Strahlenschutzverordnung des Bundes, die derzeit revidiert wird, reguliert aber selbst Kleinstgefahren von Dosen unter einem Millisievert. So ist laut dem Vernehmlassungsentwurf bei gering strahlenden Abfällen (aus medizinischen Praxen oder Kernanlagen) immer eine spezielle Entsorgung nötig, wenn diese für Menschen zu einer Belastung von über zehn Mikrosievert pro Jahr führen können. Zehn Mikrosievert sind aber gerade mal ein Hundertstel eines Millisieverts.

Der Bund will in der neuen Strahlenschutzverordnung die Freigrenzen für radioaktive Strahlung absenken. Die neuen Limiten seien «teilweise extrem tief» angesetzt, kritisiert Swisselectric, die Organisation der grossen Schweizer Stromverbundunternehmen. Tatsächlich würde sich die Menge an Abfällen, die speziell entsorgt werden müssen, mit den strengeren Grenzwerten glatt verdoppeln – ohne Nutzen für Mensch und Umwelt.



Ohne Nutzen für Mensch und Umwelt.

Über die neuen Vorschriften ärgern sich auch die Radiologen, die mit Röntgengeräten und Computertomografen befasst sind. «Die Verordnung löst viel bürokratischen Aufwand aus», sagt Sebastian Schindera, Leiter Strahlenschutz bei der Gesellschaft für Radiologie. So müsste etwa eine Datenbank eingeführt werden, um Fortbildungsaktivitäten von Radiologen zu erfassen. Das bewirke vor allem zusätzliche Kosten. Auch die vorgesehenen starren Regeln zum Einsatz von Medizinphysikern für die Kontrolle von Geräten findet Schindera unverhältnismässig. «Die Strahlendosen für Patienten und Personal lassen sich am besten durch den Einsatz modernster Geräte reduzieren», sagt Schindera. «Wegen all des teuren bürokratischen Leerlaufs können sich die Kliniken und Labors aber am Ende die Anschaffung neuer Geräte gar nicht mehr leisten.»

## Absurde Radonprävention

Die schärferen Vorschriften muten auch darum absurd an, weil die neue Verordnung die Belastung durch künstliche Strahlung viel stärker einschränkt als diejenige durch natürliche Strahlung – obwohl bezüglich der Wirkung kein Unterschied besteht. Dabei ist die natürliche Strahlung, die von Gestein ausgeht oder aus dem All stammt, ungleich bedeutender als manche Kleinstquelle aus Medizin und Energietechnik, die der Bund reguliert.

Bei einer einzigen natürlichen Strahlungsquelle greift der Bund jedoch strikt durch: bei Radon aus dem Untergrund. Er senkt die Grenz- und Richtwerte stark ab und erklärt quasi die ganze Schweiz zum Risikogebiet, weil Radon in kleinen Mengen fast überall vorkommt. Hausbesitzern drohen Sanierungspflichten in der Höhe von Hunderten von Millionen Franken. Der Bund will damit Fälle von Lungenkrebs verhindern. Laut vielen Fachleuten ist die Wirkung der vorgesehenen Sanierungsmassnahmen wissenschaftlich aber gar nicht belegt. Zudem könnte mit gezielter Raucherprävention ungleich mehr erreicht werden, da Radon praktisch nur bei Rauchern das Lungenkrebsrisiko merklich erhöht.

Das zuständige Bundesamt für Gesundheit will zur Kritik am Strahlenschutz nicht Stellung nehmen. «Die Auswertung der Stellungnahmen der Anhörung läuft derzeit», heisst es. Noch besteht die Chance, dass der Bund die Verordnung überarbeitet und von seiner Regulierungswut abkommt. ○

# Akt der Erlösung

Die 22-jährige Zürcherin Hazel Brugger ist die seit langem erfolgreichste Komikerin der Schweiz. Sie sagt, wo sie die Grenzen der Satire sieht, warum sie die Politik der SVP bevorzugt und weshalb sie Sepp Blatter witziger findet als Emil Steinberger. *Von Wolfgang Koydl*

Was wurde über sie nicht alles geschrieben. Dass sie kompromisslos sei und aggressiv. Dass sie schonungslos alles seziere, was unter ihr sprachliches Skalpell gerate. Und das alles mit total ausdruckslosem Gesicht, für das die NZZ den beklemmenden Ausdruck «abgelöschte Miene» fand. Der *Tages-Anzeiger* ging noch weiter und erkannte in ihr «die böseste Frau der Schweiz». Gäbe es mehr Altphilologen unter den Schweizer Journalisten, so hätten sie sicher den griechischen Ausdruck «agelast» für sie ausgegraben: ein Mensch, der nie lacht.

Jetzt sitzt die junge Frau ganz locker da und lacht. Nicht glockenhell oder glucksend. So viel Anstand hat Hazel Brugger. Ihr Lachen klingt sonor, reif, viel reifer als ihre 22 Jahre. Ein wenig altklug wirkt sie sowieso, vor allem, wenn sie auf der Bühne steht und wieder einmal den Alltag, die lieben Mitmenschen und natürlich auch sich selbst in meist weniger appetitliche Einzelteile zerlegt.

## Grosse Themen mit null Mimik

Ob es das Leben an sich ist («bevor man gezeugt wird, ist es noch in Ordnung»), die «beschissene» Jugend («die Wartezeit zwischen Flachbrüstigkeit und Gesieztwerden»), ihr Patensohn («so gross wie ein Brot und auch so intelligent») oder die Liebe zu einem Leprakranken («Sex Gecko-Style, inklusive Schwanz-abwerfen») – wenn jemand mit Entsetzen Scherze treibt, dann diese nette, blonde junge Frau.

Schwarz ist ihr Outfit, tiefschwarz ihr Humor und ja, regungslos das Mienenspiel. «Deadpan» nennt man das in Grossbritannien und Amerika, von wo Brugger ihre Vorbilder und ihre Inspiration bezieht. «Es ist ganz einfach witzig, wenn man extrem grosse Themen mit null Mimik überbringt», sagt sie und grinst schon wieder. Die dunkle Persönlichkeit hat sie für die Bühne reserviert. Im Alltag ist sie eine fröhliche Person, die manchmal selber nicht versteht, wie sie so schnell so prominent werden konnte. Woher also das Bild der «bösen Frau»? Sie winkt ab. «Ich weiss ja nicht, mit welchen Frauen der *Tagi* sonst zu tun hat, aber ich bin es nicht.»

Erst ein paar Jahre ist es her, dass Hazel Brugger über Nacht ins öffentliche Bewusstsein trat: 2013 gewann sie die Poetry-Slam-Schweizer-Meisterschaft. Bemerkenswert war dies aus zwei Gründen: Zum einen war sie jünger als die meisten Konkurrenten, zum anderen sind Frauen in diesem Genre noch immer die Ausnahme. «Frauen sind eher passiv lustig», findet



*Wie anbrandende Wellen: Slam-Poetin Brugger.*

sie. «Sie lachen gerne über etwas, aber sie bringen andere nicht so sehr zum Lachen.»

Brugger brachte das Publikum zum Lachen: bei ihrem ersten Wettbewerb, zu dem sie frisch von der Kanti Bülach kam, und seitdem immer wieder, soweit ihr das Philosophiestudium dafür Zeit lässt. Ihr Terminkalender ist für mehr als die nächsten zwölf Monate gefüllt mit Gastspiele: von Huttwil bis Berlin, von Lichtensteig bis Zürich. Dazu kommen Fernsehauftritte, eine Kolumne in *Magazin*, regelmässig ein sogenanntes «Show and Tell» im Zürcher Theater Neumarkt, bei dem sie prominente Zeitgenossen interviewt. In der ehrenwerten Tonhalle führt sie das Konzertpublikum auf ihre unnachahmliche Weise an Beethoven und Tschai-kowski heran, und den Ritterschlag erhielt sie, als sie von der satirischen deutschen «Heute-Show» als Reporterin engagiert wurde.

Ihre Paradedisziplin aber bleibt der Poetry-Slam. Hier treten die Autoren mit eigenen Texten vor Publikum gegeneinander an. Die Zuschauer küren den Sieger, im Finale des Abends ist der Applaus ausschlaggebend. Bei wem lauter geklatscht wird, der hat gewonnen. Performance wird ausdrücklich ermutigt. Verboten sind nur Gesang und Requisiten. Brugger bevorzugt den minimalistischen Auftritt: Nach ein paar einleitenden bitterbösen Bemerkungen zückt sie einen Spickzettel aus der Gesäss-tasche und legt los. Es ist der Kontrast zwischen der Einsamkeit des Schreibens und der brutalen Öffentlichkeit des Wettbewerbs. «Es ist toll, dass man im Millisekundenbereich ein Feedback bekommt», schwärmt sie. «Wenn ich eine Zeitungskolumne schreibe, dann ist das, wie wenn ich ein Kind für ein Jahr ins Ausland schicke. Da weiss ich auch langem nicht, wie's kommt.»

### Prinzip der Selbstironie

Fast lyrisch wird Brugger, wenn sie ihre Gefühle auf der Bühne beschreibt: «Das ist wie das Rauschen des Meeres: Jemand erzählt etwas, und das Lachen kommt zurück wie anbrandende Wellen.» Ganz plötzlich kommt das Gespräch auf die Besonderheiten der Schweiz. «Die Abstimmung durch das Publikum ist für mich so etwas wie direkte Demokratie», überlegt Hazel Brugger. Das sei «echt basisdemokratisch», weil sich keine selbsternannten, berufsmässigen Kulturkritiker einmischen.

Vor ihren Zuschauern würde sie die Kunstform der Slam-Poetry nie so tiefgründig erläutern. Es handle sich ganz einfach um die «Paralympics der Literatur», verkündet sie zur Einleitung ihrer Auftritte meist trocken.

Im Deutschen würde man sie eine «Kodderschnauze» nennen, eine mit frechem Mundwerk. Tatsächlich ist bei ihrem trockenen Wortwitz das deutsche Erbe ihrer Kölner Mutter unüberhörbar. Vom Schweizer Vater hat sie wohl den getragenen, langsamen Vortrag übernommen. Die soziale Prägung und den scharfen Blick auf den Wahnsinn des Alltags bekam

sie in der Zürcher Agglomeration, in Dielsdorf, wo sie aufwuchs. Die Affinität zur englischsprachigen Comedy erwarb sie sich durch zahlreiche Videos und bei einem einjährigen Australien-Aufenthalt als Austauschschülerin. Ihrem kalifornischen Geburtsort San Diego verdankt sie nur den ausgefallenen Vornamen.

Ebenfalls bei angelsächsischen Comedy-Stars hat sie sich das Prinzip der Selbstironie abgesehen. «Sich selbst vor dem Publikum herabzusetzen, ist die Grundbedingung, wenn man sich über andere lustig machen will», erklärt sie. Dies sei die Voraussetzung für erfolgreiche Comedy: «Witz ist aggressiv, und ich möchte möglichst krass sein.» Entscheidend sei, dass sie einem Menschen, auf dessen Kosten sie soeben einen Lacher geerntet habe, vor aller Augen erklären könne, warum sie diesen Witz gemacht habe. Am besten sei es, wenn das Opfer des Scherzes über sich selber schmunzeln könne.

Gibt es Grenzen für Humor oder, um Kurt Tucholskys überstrapazierte Frage zu zitieren: «Was darf Satire?» Hazel Brugger muss nur kurz nachdenken: «Die Grenze ist nicht ethisch, sondern berufsethisch. Sie ist erreicht, wenn es nicht mehr lustig ist. Es ist auch nicht gut, wenn nur die falschen Leute lachen.» Aber dies seien eher handwerkliche Massstäbe und keine grundsätzlichen Erwägungen. Prinzipiell halte sie Optimisten für langweilig. «Darum finde ich auch, dass die Schweizerische Volkspartei

### Clown Dimitri etwa, das sei für sie «Fremdschämen auf höchstem Niveau».

die bessere Parteipolitik macht», lächelt Brugger süffisant. «Hass verbindet eben.»

Die junge Frau tritt im ganzen deutschen Sprachraum mit gleich grossem Erfolg auf. Als typische Schweizerin will sie nicht gesehen werden. «Wenn Sie mich fragen, ob ich gerne Schweizerin bin, dann ist das so, als ob Sie mich fragten, ob ich gerne Frau bin», sagt sie. «Beides lässt sich nicht ändern.» Bei Veranstaltungen in Deutschland oder Österreich verzichtet sie bewusst auf schweizerdeutsche Einsprengsel in ihrem Vortrag. «Ich finde diese Sprachbehinderung zwei Minuten lang lustig», meint sie. «Aber das ist, wie wenn einer auf der Bühne herumhinkt und das als Pointe missbraucht.»

Überhaupt geht sie mit den Schweizern recht streng ins Gericht, vor allem, wenn es um den Sinn für Humor geht. «In dieser Hinsicht müssen die Schweizer noch viel tun», urteilt sie. «Sie sind entweder ganz fürchterlich banal, oder sie wollen mit ihrem Humor zu viel erreichen, also mindestens die Welt verändern.» Man müsse beides kombinieren: «Also erst über den Konflikt im Gazastreifen reden und dann über Fürze.» Es gehe um den Kontrast und am Ende immer nur um einen entscheidenden Bestandteil: um Unterhaltung.

Sie bedauert, dass das Entertainment vom Schweizer Kulturbetrieb noch immer so niedrig eingestuft werde. «Für mich ist es egal, ob man in die Oper geht oder sich daheim ein Video anschaut», betont Hazel Brugger. «Beides ist Unterhaltung.»

Zurück zum Schweizer Humor. Das Ausland denke dabei noch immer zuerst an Emil Steinberger – «der witzigste Schweizer», höhnt sie. «Dabei ist Sepp Blatter viel spassiger, aber leider merkt er es nicht.» Andere in Ehren ergraute eidgenössische Humor-Repräsentanten seien noch schlimmer. Clown Dimitri etwa, das sei für sie «Fremdschämen auf höchstem Niveau». Der «witzigste Mensch der Welt» hingegen war in ihren Augen ein Österreicher: der Dramatiker Thomas Bernhard.

### Der Irrsinn im Alltag

Es sei ja nicht so, dass Schweizer nicht gerne lustig seien. «Aber sie sind halt weniger gern extrem», sagt sie. «Ein Schweizer ist ein guter Schweizer, wenn er Durchschnitt ist. Ein Amerikaner ist ein guter Amerikaner, wenn er total <abspaced> ist.» Als besonders schwierig empfindet sie das Verhältnis ihrer Landsleute zur Ironie. Schon Deutsche brauchten meist einen Leitfaden, um Anspielungen zu verstehen, aber Schweizer seien noch weniger empfänglich für witzige Andeutungen. «Für Schweizer gibt es eine Ebene für Dinge, die sind», sagt Brugger. «Und eine Ebene für Dinge, die sein könnten. Zwischen beiden kann und darf es keine Verbindung geben.» Brugger denkt kurz nach: «Ironie heisst, etwas nicht ernst zu nehmen. Wer Dinge nicht ernst nimmt in der Schweiz, der hemmt wahrscheinlich die Produktivität, oder was weiss ich.» Was selbstverständlich ironisch gemeint ist...

Beim Humor, so ihr Fazit, seien Schweizer nicht wirklich Bessermacher. Vielmehr sollten sie es besser machen – und dies möglichst bald. Ihr Urteil widerlegt sie höchstpersönlich: Sie ist besser als viele andere, nicht nur daheim, sondern auch in Deutschland oder Österreich.

Langfristig will sie ohnehin zur Stand-up-Comedy. Das Zeug dazu hat sie: die Gabe, im scheinbar banalen Alltag den Irrsinn zu erkennen, Sprachgefühl und Wortwitz, um diesen Wahnsinn zu benennen, die morbide Grundhaltung einer – wie sie sich selbst nennt – «aggressiven Melancholikerin» und die stoische, ausdruckslose Präsentation. «Ich will die Leute an einen Punkt führen, wo ihnen nicht zum Lachen zumute ist», erklärt sie und klingt dabei ein wenig wie eine Domina bei der Jobbeschreibung. «Und dann will ich sie lachen lassen.» Ein Akt der Ausschüttung, der Befreiung, der Erlösung? «Ja», sagt sie. «Schliesslich ist jedes Lachen ein kleiner Orgasmus.»

Dieser Text ist ein Auszug aus Wolfgang Koydls neuem Buch «Die Bessermacher», Orell Füssli, 224 S., Fr. 19.90

# Narrenschiff ohne Steueremann

Frankreich befindet sich im Zerfall. In einem Theater der Selbsttäuschung weigern sich Eliten und Volk, der Realität ins Gesicht zu sehen. Werden Reformen nicht bald angepackt, droht dem Land die Revolution. Also spricht Nicolas Baverez, Frankreichs luzider Apostel des Untergangs. Von Urs Gehriger

In Frankreich regt sich Protest landauf, landab. Die einen erheben sich in der Dunkelheit, die anderen am helllichten Tag. Auf der Pariser Place de la République sammelt sich allabendlich ein bunter Volksauflauf zur «Nuit debout» (Nachts wach). Es sind Sit-ins ohne Führungsfigur, entstanden aus dem Widerstand gegen ein neues Arbeitsgesetz, die sich zu einem Pauschalprotest gegen die Regierung ausgewachsen haben. Selbst im Elysée-Palast bricht die Fassade auf. Emmanuel Macron, Wirtschaftsminister, hat parteiübergreifend eine politische Erweckungsgruppe in Bewegung gesetzt (siehe Seite 55). «En marche» nennt sie sich symbolträchtig.

Inmitten der Bruchlinien sitzt ein Mann, der seit Jahren beschwört, was in zahlreichen sozialen und politischen Eruptionen seinen Ausdruck findet. Nicolas Baverez, 54, ein Mann mit vielen Hüten: Historiker, Ökonom, Anwalt, Kolumnist, Buchautor und Ritter der Ehrenlegion. Vorab jedoch ist er eines: Untergangsapostel seiner Nation. «La France qui tombe» (Frankreich im Fall), «Réveillez-vous!» (Wacht auf!), «Danser sur un volcan» (Tanz auf dem Vulkan) lauten die Titel seiner Bücher. Wer Fakten und Hintergründe zum Abgesang der Grande Nation sucht, ist bei Baverez an der richtigen Adresse.

**Le déclinisme** — Baverez sitzt am langen Konferenztisch in seiner Anwaltspraxis an der Rue du faubourg Saint-Honoré im achten Arrondissement. Eiserne Treppen führen in die oberen Etagen. Von diesem Hochsitz aus blickt er in die Niederungen der Fünften Republik. Gelähmt, veraltet, sklerotisch sei sein Land – ein «Kuba ohne Sonne, aber mit einer rechtsextremen Partei». Schonungslos geht er mit Frankreich und seinen Eliten ins Gericht, dergestalt, dass nationale Medien seine Aktivität mit einem eigenen Label versehen haben: *déclinisme* – das Dauerdeklamieren des Niedergangs.

**Kult der Stabilität** — «Frankreich befindet sich heute in einem höchst kritischen Zustand», sagt er mit der Ernsthaftigkeit, mit der man in Paris einen Pastis bestellt. Baverez gehört zu den prominentesten Expertenstimmen ganz Galliens. Seit fast zwanzig Jahren warnt er seine Landsleute in TV-Debatten, Radiosendungen und Zeitungskolumnen. Man hört ihm zu auf allen Kanälen, aber zu Herzen nimmt man sich seine Botschaft nicht. Frankreichs Elite sei in einem «Taumel des Ni-

hilismus» und tue so, als sei ihr Land ein wirtschaftliches und kulturelles Reservat, räsioniert Baverez. Die letzten Jahrzehnte bezeichnet er als endlose Abfolge des Wegschauens, der Verweigerung und der verstrichenen Chancen. «Frankreich ist das einzige grosse entwickelte Land Europas, das keine Reformen vollzogen hat.» Das Land zelebriere einen «Kult der Stabilität», schreibt Baverez in seinem neusten Buch. Es sei gefangen in der «Verweigerung gegenüber dem Wandel».

**Der eingebildete Gesunde** — Warum reissen sich die Franzosen den Schleier der Verweigerung nicht einfach vom Gesicht, wenn ihr Haus auseinanderbricht? Weil es sich bei Frankreich – umgekehrt als bei Molières «Le Malade imaginaire» – um eine kranke Nation handle, die sich hartnäckig einbilde, sie sei gesund, lautet im übertragenen Sinn Baverez' Antwort.

Um das offenbar pathologische Verhalten seiner Landsleute zu erörtern, wechselt er in die Rolle des Psychologen. Bevor eine Heilung möglich sei, müsse die Nation – ähnlich einem kranken Menschen – ihre Krankheit anerkennen. Dieser zähe und oft schmerzhafteste Prozess erfolge in fünf Phasen: Verweigerung. Wut. Ringen mit der Realität. Depression. Akzeptanz. Erst wenn der Patient seine Krankheit als

Realität akzeptiert habe, sei er bereit für die Kur und, bei erfolgreichem Verlauf, für seine Heilung. Frankreich, einst glorreiche Grande Nation, tue sich mit dem Prozess besonders schwer. Es sei kaum über die erste Phase hinausgekommen und schwanke zwischen Verweigerung und Wut.

Ewig könne die Flucht vor der Realität nicht weitergehen. Baverez erinnert an die Worte General de Gaulles: «Frankreich macht Reformen nur anlässlich von Revolutionen», und warnt: «Wir sind an einem Punkt, an dem, wenn wir die Reformen weiter verweigern, eine Revolution unausweichlich wird.»

**«Fraxit»** — Nicht nur das Schicksal Frankreichs stehe auf dem Spiel, sagt Baverez. Sein Land sei eine Hypothek für ganz Europa. «Das Schicksal der Einheitswährung befindet sich heute in den Händen Frankreichs», und er spricht offen von einem «Fraxit», einem Ausstieg Frankreichs aus der Euro-Zone. Ist das nicht etwas übertrieben? «Keineswegs», entgegnet Baverez. «Es sind weniger die Partner, die uns ausstossen werden, als wir selbst. Bereits heute befinden wir uns am Rand Europas. Wir haben dieselbe Industrieproduktion wie 1994, wir sind nicht mehr der wichtigste Handelspartner Deutschlands, an unsere Stelle sind die USA getreten.» Zwar würde ein Austritt Frankreichs aus dem Euro-Raum nicht das Ende vom Euro bedeuten. «Aber es wäre das Ende des monetären Integrationsprojektes Europas.»

**Mandarine der Republik** — Baverez ist *énarque*, Absolvent der Kadenschmiede Ecole nationale d'administration (ENA), und als solcher ein Mann von *gravitas*. Das Auswahlverfahren der Schule ist brutal. Dreitausend Aspiranten kämpfen jährlich um hundert Studienplätze. «Mandarine der Republik» nennt der Volksmund die *énarques* leicht despektierlich, da sie vielerorts an den Hebeln der Macht sitzen. Ehemalige Staatspräsidenten wie Jacques Chirac oder Valéry Giscard d'Estaing gehören zu ihnen, ebenso der derzeitige Staatschef François Hollande. Umso brisanter also, dass mit Baverez einer aus den eigenen Reihen die Staatsmacht geißelt.

**Totale Lähmung** — «Wenn man Frankreichs Werdegang seit der Revolution anschaut, ist man erschüttert», fährt Baverez fort. Seine Geschichte sei eine Abfolge von äusserst brillan-



Schonungslos: Frankreich-Kritiker Baverez.



«Die Bürger, nicht die Steine»: allabendliche Widerstandsbewegung auf der Place de la République, Paris, April 2016.

ten Perioden und Zusammenbrüchen. «Am Ende des 19. Jahrhunderts steht Frankreich an der Spitze der grossen Innovationen der zweiten industriellen Revolution. In Bereichen der Chemie, der Pharmazie, der Elektrizität und in der Entwicklung des Automobils – überall war Frankreich führend dabei. Und wer ist heute der Motor der europäischen Wirtschaft? Nachbar Deutschland.» In Frankreich hingegen «herrscht totale Lähmung».

Baverez liefert Zahlen am Laufmeter, die er in seinen Büchern und Artikeln sorgfältig zu einem Gobelin des Niedergangs verwebt. «Die weltweit fünftgrösste Wirtschaftsmacht befindet sich auf einem irrwitzigen Weg, auf dem die Sozialleistungen ein Drittel des Volksvermögens übersteigen und auf dem ein Konsum aufrechterhalten wird, der die Produktion um zehn Prozent übertrifft», schreibt er. Das sei kein Weg in die Zukunft, sondern eine Sackgasse. Mit vier weiteren Ziffern skizziert er diesen *cul-de-sac*: «Frankreich stellt ein Prozent der Weltbevölkerung, steuert 3,7 Prozent der globalen Produktion bei, aber verschlingt 15 Prozent des weltweiten Sozialtransfers. Dabei ist das Wachstum seit Jahren gleich null.»

**Lebenslüge à la française** — Den Marsch seiner Nation in den Zerfall führt Baverez auf eine

französische Lebenslüge zurück: das Wirtschafts- und Sozialmodell auf Pump. Wer hat das Volk in diese Sackgasse geführt? Baverez nennt Name und Jahr. François Mitterrand, 1981. Mit der Ära Mitterrand (Präsident von 1981 bis 1995) habe das Malaise begonnen, das sich grob in vier Stufen des Niedergangs einteilen lasse.

1 — Die Entgleisung: «1981 hat Frankreich entschieden, dem Ende der Keynes-Ära mit einer Strategie der wirtschaftlichen Belebung (*stratégie de relance*) zu begegnen und mit kapitalistischen Wirtschaftsordnungen zu brechen.» Es folgte eine Welle der Verstaatlichungen. Davon hätten sich der französische Produktionsapparat und die Staatsfinanzen nie wieder erholt.

2 — Euro-Beitritt: Die nächste Eskalationsstufe begann 1992 mit dem Eintritt in die Euro-Zone. Damit schloss Frankreich die Möglichkeit der internen Abwertung aus.

3 — Arbeitszeitreduktion: Neben der Rente mit sechzig leistet sich Frankreich heute die kürzesten Arbeitszeiten in ganz Europa. Im öffentlichen Dienst wurde die 35-Stunden-Woche eingeführt, «ein für die Wettbewerbsfähigkeit tödliches Experiment». Viele Beamte in Frankreich arbeiten gar nur 32 Stunden, geniessen zwölf Wochen Urlaub, bei

einem Lohnniveau, das um elf Prozent über dem Durchschnitt des privaten Sektors liegt.

4 — Staatsausgaben ohne Grenzen: Auf die Wirtschaftskrise der Blasen und den Einbruch des Wachstums auf Kredit 2008 habe Frankreich mit einer beispiellosen Beschleunigung der Staatsausgaben und -schulden reagiert. Die Staatsausgaben schrauben sich seither in schwindelerregende Höhen. 57,5 Prozent des Bruttoinlandprodukts betragen sie heute, mehr als in jedem anderen Land in der entwickelten Welt.

Kurz: «Seit drei Jahrzehnten preist Frankreich ein unhaltbares ökonomisches Modell, das wirtschaftliches Wachstum ausgerottet und eine permanente Arbeitslosigkeit von über zehn Prozent geschaffen hat.»

**Der König ist tot, es lebe der Staat** — «Frankreich hat nichts Natürliches», schreibt Baverez in seinem neusten Buch. «Seine Einheit resultiert aus dem Zusammenschluss einer unendlichen Diversität von Landschaften, Regionen und Völkern, Dialekten und Kulturen.» Das klingt ein bisschen wie die Schweiz. Politisch durchlief Frankreich bekanntlich komplett andere Wege als die Eidgenossenschaft. Als Monarchie, später als Republik, trug Frankreich den zahlreichen Facetten von Land und



«Eliten im Taumel des Nihilismus»: Präsident Hollande (z.v.r.), kurz nach seiner Wahl im Mai 2012 in Paris.



Verschwundene Solidarität: Pariser Banlieue-Gemeinde Mantes-la-Jolie.

Leuten nicht mit einer föderalen Ordnung Rechnung, sondern unterwarf sie einem straffen Zentralismus.

Legendär ist das Selbstverständnis des Sonnenkönigs Louis XIV: «L'Etat, c'est moi.» «Als Louis starb, sagte er: «Ich sterbe, aber der Staat bleibt», erwähnt Baverez. Anders als das Vereinigte Königreich – eine mit demokratischen Institutionen ausgestattete Klassengesellschaft – sei Frankreich eine von monarchischen Institutionen regierte Ständegesellschaft geblieben. Die extreme Zentralisierung Frankreichs habe zu einer starken Konzentration der Eliten geführt. All das habe Frank-

reich in eine Starre versetzt, die Reformen verunmögliche.

«Egalité»? Eine Illusion — Verweigerung und Selbstbetrug sind ansteckend. Ausgehend von der Wirtschaft, haben sie Schritt für Schritt die ganze Gesellschaft erfasst. Kaum etwas demonstrierte die Krise Frankreichs verblüffender als die Aushöhlung seiner drei revolutionären Prinzipien. Während die «Freiheit» unter Beschuss von islamistischen Terroristen gerät, werden «Gleichheit» und «Brüderlichkeit» von Staat und Gesellschaft unterspült. «Die Solidarität, die ein wechselseitiges En-

gagement und eine Verantwortlichkeit gegenüber dem Schicksal des Kollektivs und der anderen Bürger voraussetzt, ist verschwunden – herabgewürdigt durch das Gipfeltreffen von Egoismus und schlimmstem Zynismus, sprich durch das unlimitierte Bezugsrecht von Sozialleistungen, das über die Staatsschuld finanziert und den künftigen Generationen als Bürde aufgeladen wird. Der zivile Geist hat das Feld zugunsten einer Schmarotzermentalität geräumt – auf Kosten einer Jugend, deren gesamtes Erbe in einem bankrotten Staat besteht», schrieb Baverez vor zwei Jahren in einem Beitrag für den *Schweizer Monat*.

Ein Blick in die Banlieues offenbart: Die Situation hat sich seither verschärft. «Besessen von der Egalität, ist Frankreich unter den entwickelten Ländern eines mit der stärksten Diskriminierung von Jugendlichen und Immigranten unterschiedlicher Generationen.»

**650-mal Molenbeek** — «Wir Franzosen erleben derzeit politische Spannungen in gesteigertem Ausmass, den Aufstieg des Front national und eine Situation quasi wie einen Bürgerkrieg.»

Bürgerkrieg in Frankreich? Nun scheint Baverez die Wirklichkeit doch etwas zu überzeichnen. Gewiss, Präsident Hollande und viele Mitglieder der Polit-Elite erklärten, Frankreich befinde sich im Krieg, im Krieg allerdings gegen den Terrorismus. «Aber beim Terrorismus gibt es eine Dimension, die aus dem Innern kommt», entgegnet Baverez. Seit kurzem gilt das Brüsseler Quartier Molenbeek als Chiffre für «No-go-Quartiere», in denen Parallelgesellschaften unter sich leben und die den Nährboden abgeben für islamistische Terroraktionen. Seit Jahren zeigen Demografen und Essayisten wie Baverez mit dem Finger auf vergleichbare Wohngegenden in ganz Frankreich, die Polizei, Gendarmerie, Feuerwehr und Ambulanzen nicht mehr oder nur äusserst selten frequentieren. 650 solcher «territoires perdus» gebe es in ganz Frankreich.

«Réinventez la France» — Angesichts der geballten Kritik erstaunt es wenig, dass viele Franzosen Baverez als Schwarzseher abtun. Er jedoch hält mit Fakten und Zuversicht dagegen. Wenngleich die Risiken gross seien, gebe Frankreich sehr wohl Anlass zu Hoffnung. «Frankreich hat eine Besonderheit: Es besitzt eine Wirtschaft, die diversifiziert ist. Wir sind in allen Bereichen stark, von der Landwirtschaft über die Industrie bis zu Start-ups. Und wir verfügen über eine der rarsten Ressourcen: Ingenieure.»

Baverez ruft seine Landsleute auf, Frankreich neu zu erfinden: «Français, réinventez la France!» Und zwar auf altem, ruhmreichem Fundament. Wenn es Frankreich gelinge, an seine Geschichte, seine Hochkultur, die sich in der französischen Sprache exemplarisch aus-

drücke, und an seine liberalen Werte anzuknüpfen, dann finde die Nation – und mit ihr Europa – zurück zu alter Grösse.

**2017 – Wahl der letzten Chance** — Wer allerdings soll Frankreich neu beleben? «Demokratien können einzig und allein durch ihre Bürger modernisiert werden», sagt Baverez und zitiert Perikles (490–429 v. Chr.), griechischer Staatenlenker, Baumeister der attischen Demokratie und der Athener Akropolis: «Es sind die Bürger und nicht die Steine, die das beste Bollwerk der Städte bilden.» Die nächste Gelegenheit, Frankreich aus dem Sumpf zu ziehen, sieht Baverez bei den Präsidentenwahlen in einem Jahr und erklärt den Urnengang im gleichen Atemzug zum ultimativen Showdown. «Die Präsidentschaftswahlen 2017 sind die letzte Chance, unser Land zu reformieren, bevor es in Gewalt verfällt.»

**Wo ist Galliens Perikles?** — Bei der Frage, welchem Politiker er die Rolle von Frankreichs neuem Perikles zutraue, verflüchtigen sich die Hoffnungen. Am wenigsten vertraut er Marine Le Pen und dem Front national. Die Partei bleibe bestimmt weiterhin populär, aber: «Wie die Franzosen bei den Regionalwahlen gezeigt haben, benutzen sie den Front national zum Protestieren, sie möchten ihm die Macht nicht übergeben.»

Keine Illusionen macht sich Baverez über die Sozialisten. Hollandes Präsidentschaft habe die Linke zersetzt. Die Erfolgchancen der neuen Lichtfigur Emmanuel Macron, Wirtschaftsminister unter Hollande, der jüngst die Bewegung «En marche» über die Parteigrenzen hinweg gegründet hat, seien schwer abschätzbar. Macrons Marschtruppe

sei in erster Linie ein weiterer Beleg für das endgültige Debakel von Hollandes Regierung und den Niedergang der Linken. Dass ein Minister ein Jahr vor den Wahlen sich als Kandidat gegen den amtierenden Präsidenten in Position bringe, habe man in der Fünften Republik noch nie erlebt. «Giscard d'Estaing griff als Minister nach der Präsidentschaft, aber erst, als Georges Pompidou im Amt gestorben war.»

Nicht viel besser beurteilt er das Lager auf der rechten Seite. «Obwohl sie seit vier Jahren in der Opposition sind, haben die Républicains ihre Erneuerungsarbeit nicht erledigt.» Statt sich hinter einer Figur zu einen, strebte ein Dutzend Köpfe nach der Krone. «Das ist eine Balkanisierung.» Ein Kandidat müsse vier Qualitäten ausweisen, um die Präsidentschaftswahlen zu gewinnen. «Dummerweise verteilen sich diese vier Qualitäten auf vier verschiedene Männer.» Es brauche Leadership – das verkörpere immer noch Nicolas Sarkozy. Es brauche die Fähigkeit, die Partei zu einen – das vermöge einzig Alain Juppé. Es brauche ein Programm – François Fillon sei der Einzige, der ein solides Programm ausgearbeitet habe. Schliesslich brauche es den Willen zu einem Neuanfang – den verkörpere vorab Bruno Le Maire.

Keine Sonne am Horizont, kein Retter in der Not. So dümpelt Frankreich also weiter in eine neblige Zukunft, als lottriger Kahn oder, in den Worten von Nicolas Baverez, als «Narrenschiff ohne Steuermann».

Zu den Schlüsselwerken von Nicolas Baverez zählen: «Les trente piteuses» (1998), eine negative Anspielung auf die «dreissig goldenen Jahre» des Aufschwungs; «La France qui tombe» (2003); «Nouveau monde, vieille France» (2006); «Reveillezz-vous!» (2012); «Danser sur un volcan» (2016).



«Von einem anderen Planeten»: Wirtschaftsminister Macron, Gattin Brigitte.

## Frankreich

# Macron, Marsch!

**Neues «Wunderkind»:  
Emmanuel Macron ist bereit –  
auch für das oberste Amt.**

In Institutionen und Ämtern muss jahrelang reifen, was leuchten will im Franzosenland. Das will nicht gelten für diesen fischen Mann. Emmanuel Macron, 38, ist mit dem Prädikat «anders» auf der Überholspur. Er verdiente Millionen als Investmentbanker bei Rothschild, wo man ihn «Mozart der Finanzwelt» nannte. Er heiratete eine zwanzig Jahre ältere Frau, seine Französischlehrerin aus dem Gymnasium. Er ist jüngster Minister der sozialistischen Regierung, ohne selbst ein Sozialist zu sein. Macron hat überhaupt kein Parteibuch – was er jetzt als Joker ausspielt. Anfang April reiste er in seine Heimatstadt Amiens an der Somme und gründete eine neue Bewegung. «En marche» («In Bewegung») heisst sie, was in zwei strengen Silben sagen will: Hier ist einer unterwegs, der nicht zu stoppen ist. «Weder links noch rechts» sei sein *rassemblement*, sagt Macron, was freilich jeder für sich in Anspruch nimmt, der gegen das Establishment anrennt, Marine Le Pen vom Front national inklusive.

Ein totales Jekami ist Macrons Bewegung nicht. Er fischt Mitglieder ausdrücklich aus dem bürgerlich-konservativen Lager, wo die Bewunderung für ihn hohe Wellen schlägt. Er will Frankreich «deblockieren». Das Land leide am «mal français», einem Mangel an Selbstvertrauen; an der Angst, sich der globalisierten Welt zu öffnen. «Weg mit der 35-Stunden-Woche», lautet Devise des Wirtschaftsministers. An die Arbeit!, auch am Wochenende.

Solcher Schwung ist rar im Frankreich von heute. Umso heller leuchtet Macrons Stern, der mit privater Hilfskraft zünftig aufpoliert wird. Just zum Start von Macrons Marschtruppe hat Gattin Brigitte im *Paris Match* das Familienalbum geöffnet. Unter dem Titel «Zu allem bereit» sieht man einen juvenilen Macron als Hundenarr, als Jet-set-Skifahrer und als liebevollen Stiefgrossvater (von Brigittes Enkel). Den Soundtrack zur Schnulze lieferte seine Ehefrau gleich mit: «Alles in seinem Kopf ist am richtigen Platz. Er ist ein Kavalier, eine Persönlichkeit von einem anderen Planeten.» Wenn Macron seine Reden vom Aufbruch wie gewohnt noch mit Hegel und Machiavelli garniert (Macron war Assistent des Philosophen Paul Ricœur), dann ist gleich klar, warum manche ihn bereits im Elysée sehen. *Urs Gehrig*



## VIP-Package im Fünf-Sterne-Hotel «Ermitage»

# Wellness pur im Luxus-Chalet

Erleben Sie alpine Grandezza auf der Sonnenterrasse des Berner Oberlands! Im Chalet-Resort «Ermitage» in Schönried ob Gstaad relaxen Sie auf grosszügigen 3500 Quadratmetern mit einem Wellnessangebot, das keine Wünsche offenlässt. Noblesse oblige: Weltwoche-Abonnenten logieren zwei Nächte in einer Luxussuite.

Wasser, Wärme, Bewegung, Entspannung, Schönheit und Ernährung – das sind sechs Gründe, die Ihren Aufenthalt im «Ermitage Wellness & Spa Hotel» zum perfekten Wohlfühlerlebnis machen. Die einzigartige Anlage inmitten der majestätischen Bergkulisse bietet alles, was es braucht, um sich vom Alltagsstress zu verabschieden. Unter anderem werden Sie nach allen Regeln der Kunst mit der ganzheitlichen Haki-Massagemethode des preisgekrönten Therapeuten Harald Kitz verwöhnt. Oder mit einer Pantai Luar, der traditionellen Fruchtstempel-Massage aus Indonesien. Ganz neu im Programm: die ayurvedisch inspirierte Yelasai-Methode für Kopfhaut und gesundes Haar.

Weitere Höhepunkte sind die Indoor- und Outdoor-Solbäder, der Alpin-Park mit Panoramablick und der grosse Saunapark. Wahre Oasen der Ruhe sind die «Brunnenstube» oder das «Lady Spa», wo Frauen ganz unter sich bleiben können. Weil Wellness auch durch den Magen geht, steht eine hochstehende Gastronomie mit sieben Restaurant Stuben welche für Hotelgäste zur Auswahl stehen. Voll im Trend ist die urchige Grill-Lounge «Füürgrube», wo vom T-Bone-Steak bis zum Luma-Beef beste regionale Produkte zubereitet werden. Am Ende eines entspannten Tages trifft man sich in der glamourösen «One Million Stars»-Bar – im Glanz der Swarovski-Kristalle.

### Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Package im Chalet-Resort «Ermitage», Schönried ob Gstaad

#### Leistungen:

- 2 Übernachtungen für 2 Personen in der Senior-Suite «Saane»
- inkl. Dreiviertel-Geniesserpension und je einem Wellness-Basis-Package pro Person
- 2 x Pantai Luar (50 Min., Wert je Fr. 135.–)
- 2 x Haki Sacral (25 Min., Wert je Fr. 65.–)
- 2 x Cocktail in der «One Million Stars»-Bar by Swarovski

#### Spezialpreis:

Fr. 2030.– pro Person

#### Buchung:

Telefonisch unter 033 748 04 30 oder per E-Mail an [Welcome@ermitage.ch](mailto:Welcome@ermitage.ch). Bitte das Stichwort «Platin-Club» angeben. Das Angebot ist nach Verfügbarkeit gültig bis 31. Dezember 2016.

#### Veranstalter:

«Ermitage Wellness & Spa Hotel»  
3778 Schönried ob Gstaad  
[www.ermitage.ch](http://www.ermitage.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Eine Frau räumt auf

Laura Codruta Kövesi ist der Schrecken der rumänischen Politiker. Hunderte hat sie bereits wegen Korruption hinter Gitter gebracht.

Von Boris Kálnoky

Eine Frau hält Rumänien in Atem: Sie ist jung, attraktiv und gnadenlos – eine Frau wie aus einem Fernsehthriller. Seit sie da ist, rollen im ganzen Land die Köpfe: von Bürgermeistern, Parlamentariern, Ministern, Richtern. Viele Richter. Niemand ist sicher vor Laura Codruta Kövesi.

Soeben erst wurde sie von Staatspräsident Klaus Johannis für eine weitere Amtszeit als Chefin der Antikorruptionsbehörde DNA bestätigt. Aber für Aufsehen sorgt sie schon länger. 2006 war sie die erste Generalstaatsanwältin in der Geschichte des Landes und damals mit 33 Jahren zugleich die jüngste Person, die dieses Amt je übernommen hatte. 2013 trat sie an die Spitze der DNA. Die Behörde war nur drei Jahre davor gegründet worden.

Kövesi und ihre mehr als 120 Staatsanwälte bestätigten im korrupten Rumänien, was die Bürger immer vermutet hatten: Fast jeder in Amt und Würden ist käuflich. Sie bewies aber auch, was nie jemand geglaubt hätte: Man kann auch jeden bestrafen – egal, wie reich oder mächtig er ist. Wenn man nur will.

## Im Fadenkreuz von Ex-Mossad-Agenten

Sechs der sieben Bürgermeister der Hauptstadt Bukarest gingen ihr ins Netz. Ihr prominentester Fall war der von Ex-Ministerpräsident Victor Ponta. Er musste im vergangenen Jahr wegen Kövesis Ermittlungen zurücktreten. Ausserdem gab er den Vorsitz seiner Sozialdemokratischen Partei (PSD) ab. Auch Nachfolger Liviu Dragnea wurde am 6. April zum Opfer der forschenden Staatsanwältin. Am 7. April erwischte es den früheren Bürgermeister von Temeschwar, George Ciuhandu. Jeden Tag eine neue Schlagzeile: Vor Kövesis Behörde stehen permanent Kamerateams, um keinen spektakulären Verdächtigen zu verpassen, wenn er zum Verhör gebracht wird.

Um fair zu sein, Kövesi verdankt ihre Erfolge auch der Arbeit ihrer Vorgänger. «Das eigentliche Erfolgsgeheimnis ist ein *esprit de corps*, ein geduldig aufgebauter Teamgeist, in der DNA», sagt der Bukarester Journalist Catalin Gombos.

Eine rumänische Behörde, die von hehren Idealen durchdrungen ist? Das grenzt an ein Wunder. In einem so von Korruption geprägten Land wie Rumänien wäre jemand wie Kövesi normalerweise Teil des Systems und somit selber korrupt. Oder, wenn nicht bestechlich, bald tot. Dass sich Kövesi mächtige Feinde gemacht hat, wurde neulich klar, als sich herausstellte, dass internationale Spitzendetektive – frühere

Mossad-Agenten der israelischen Privatdetektei Black Cube – auf Kövesi angesetzt worden waren. Sie sollten unter anderem E-Mail-Konten ihrer Mitarbeiter knacken. Der Auftraggeber war nach Angaben von Black Cube niemand anders als die rumänische Regierung. Erklärtes Ziel: «Aufdeckung von Korruption». Die Antikorruptionsbehörde also im Fadenkreuz einer nicht von ihr, sondern von der Regierung geführten Korruptionsermittlung?

Ist Kövesi vielleicht doch bestechlich? Präsident Johannis scheint eher zu glauben, dass jemand die Staatsanwältin loswerden will. Als er sie für eine weitere Amtszeit bestätigte, nahm er ausdrücklich Bezug auf die Spionageaffäre um Black Cube. Er vertraue Kövesi, sagte er. Zwei Agenten der Detektei wurden verhaftet. Die Medien spekulieren, dass ein Geschäftsmann hinter der Affäre stecken könnte, gegen den die Behörde wegen Bestechung ermittelt.

Feinde hat Kövesi genug. Auch das Parlament versucht ständig, die Befugnisse der DNA einzuschränken. Aber jedes Mal stellt sich die öffentliche Meinung auf Kövesis Seite.

Der von ihr um die Macht gebrachte Ex-Premier Ponta wird nicht müde, die DNA-Chefin als Werkzeug seiner politischen Gegner zu bezeichnen, sein Verfahren eine Intrige zu nennen. Das ist ungerecht. Kövesi hat bestechliche Würdenträger aus jeder Partei überführt. Auch

ein Bruder des früheren konservativen Staatspräsidenten Traian Basescu ist dabei – obwohl Basescu zu Kövesis Förderern zählte. Tatsache ist aber, dass der ebenfalls konservative Präsident Johannis die DNA-Vorwürfe gegen den Sozialdemokraten Ponta nutzte, um ihn zu Fall zu bringen. Politik ist Politik.

## Wird sie das nächste Staatsoberhaupt?

Mit Johannis hat Kövesi einiges gemein. Beide sind aus Siebenbürgen, und wie der Präsident startete Kövesi ihre Karriere in Hermannstadt, wo er Bürgermeister war. Dort heiratete sie einen Siebenbürger Ungar, dessen Familiennamen sie auch nach der Scheidung 2007 behielt. Wie Johannis gilt sie als verlässlich, korrekt, effizient. Mehr als 60 Prozent der Bürger vertrauen ihr. Das ergeben Umfragen, die auch den Vergleichswert für das Parlament liefern: 11 Prozent. Johannis genoss einst ebenfalls solche Traumwerte, wird aber neuerdings von vielen Rumänen eher als schwach angesehen.

Das wiederum nährt Gerüchte, dass es einmal eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Johannis und Kövesi geben wird: Sie könnte nach ihm das nächste Staatsoberhaupt werden, als erste Frau in der Geschichte des Landes. Laura Codruta Kövesi selbst hat bislang keine politischen Ambitionen erkennen lassen. Ihr Vertrag als DNA-Chefin läuft bis 2019. ○



Gnadenlos: Staatsanwältin Kövesi.



*Geradewegs in die politische Wildnis:* Treffen der sozialdemokratischen Regierungschefs auf Einladung des französischen Präsidenten François

## Genossen des Untergangs

**Abgelehnt, abgewählt, abgewirtschaftet: Europas Sozialdemokraten sind nur noch ein Schatten ihrer alten Grösse. Sie haben sich den Abstieg selber zuzuschreiben.**

*Von Wolfgang Koydl*

Sie gehörten zu den Grossen der europäischen Politik. Sie setzten Wegmarken, gestalteten ihre Gesellschaften um, formulierten die Zukunft: der Deutsche Willy Brandt, der Schwede Olof Palme, der Franzose François Mitterrand, der Österreicher Bruno Kreisky, der Grieche Andreas Papandreu.

Alle populär, alle charismatisch, vor allem aber: alle Sozialdemokraten, die eine Ära sozialdemokratischer Dominanz prägten. Ein frischer Wind wehte durch Europa, es herrschten Aufbruchstimmung und Zuversicht. Es war die Zeit, in der sich im Parteisymbol die harte Arbeiterfaust sanft um die rote Rose schloss. Die Botschaft: Klassenkampf ade.

Heute ist die Rose verwelkt, die Lichtgestalten von einst sind nur mehr verklärte, aber blasse Erinnerungen, und Europas Sozialdemokratie kämpft nur noch ums eigene Überleben. Auf eine Zustimmung von weniger als zwanzig Prozent ist die deutsche SPD, Willy Brandts Partei, in der Wählergunst gefallen. Bei Landtagswahlen schnitt sie jüngst noch schlechter ab und hielt sich gerade noch

knapp über der Zehn-Prozent-Marke. Den nicht minder traditionsreichen österreichischen Genossen droht eine noch grössere Schmach: Bei der Wahl zum Bundespräsidenten am kommenden Sonntag wird ihr Kandidat voraussichtlich nicht einmal in die Stichwahl kommen.

### «Ideologische Gräben überwinden»

Noch schlechter steht es um die Sozialisten in Frankreich. Von einem Spitzenplatz bei den Wahlen nächstes Jahr kann Staatspräsident François Hollande nicht einmal träumen. Mehr als achtzig Prozent der Franzosen sind mit ihm «unzufrieden» – höflich formuliert. Sein Regierungschef Manuel Valls hat gerade einen politischen Offenbarungseid abgelegt, als er sich von der Hoffnung auf eine eigene sozialistische Mehrheit verabschiedete: «Wir müssen ideologische Gräben überwinden», flötete er. Sein Vorbild: die grosse Koalition in Berlin. Die literarische Vorlage lieferte Michel Houellebecq mit dem Polit-Science-Fiction-Roman «Unterwerfung».

Auch anderswo ergeht es den Sozialdemokraten nicht besser. Im vergangenen Jahr verloren sie in Dänemark die Macht und fuhren in Grossbritannien, Finnland, Spanien und in Polen rekordverdächtig schlechte Wahlergebnisse ein. In den Niederlanden schrumpften sie von einst soliden 25 auf weniger als 10 Prozent. Spaniens PSOE kämpft mit einer linken Alternative (Podemos) um die Wähler. In Rumänien wurde der sozialdemokratische Regierungschef Victor Ponta wegen Korruptionsvorwürfen aus dem Amt gejagt. Und im Europaparlament – eine Art gesamtkontinentaler Gradmesser – stürzte die Fraktion sozialdemokratischer und sozialistischer Parteien von einem Höchststand von knapp 40 Prozent in den neunziger Jahren auf 25 Prozent bei der letzten Wahl 2014 ab.

### Scheinblüte mit Blair und Schröder

Am härtesten traf es die griechischen Sozialisten der über Jahrzehnte regierenden Pasok, die vom Wähler buchstäblich pulverisiert wurde: Die dereinst stolzen 45 Prozent der Volks-



Hollande (7. v. r.) in Paris, März 2016.

partei verflüchtigten sich auf die 6 Prozent einer besseren Polit-Sekte. Wenigstens ins politische Lexikon fand die Partei damit Eingang: «Pasokifizierung» heisst seitdem die Totalauslöschung einer Partei durch die Wähler. Ein Omen für andere Parteien? «Griechenland ist Europa im Schnellvorlauf», zitierte der britische *Economist* einen griechischen Gewerkschafter.

Zuversicht schöpfen Europas Sozialdemokraten lediglich beim Blick auf Italiens zupackenden Premier Matteo Renzi. Bislang musste er sich freilich nicht den Wählern stellen; er regiert seit 2014 ohne Wählermandat. Der nächste Lackmestest – die Oberbürgermeisterwahl von Rom im Mai – könnte für seinen Partito Democratico schwierig zu bestehen sein. Ein anderer Hoffnungsträger ist Joseph Muscat. Er regiert das kleine Malta mit einer absoluten Labour-Mehrheit.

Der Abstieg der Sozialdemokratie ist als umso rasanter und spektakulärer einzuschätzen, als man noch nicht einmal in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts zurückgehen muss, um auf die letzte grosse Erfolgsphase zu stossen. In den neunziger Jahren sassen Sozialdemokraten in dreizehn von damals fünfzehn Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaft in der Regierungsverantwortung: Europa war rosarot – von Schweden bis Portugal, von Britannien bis Griechenland. Zum Vergleich: Heute stellen Mitte-links-Sozialdemokraten in 7 von 28 EU-Staaten den Ministerpräsidenten.

Zwei Namen verband man mit dieser Blütezeit nach dem Fall des Eisernen Vorhangs: Tony Blair, britischer Premierminister, und Gerhard Schröder, deutscher Bundeskanzler. Sie waren im Kielwasser des geistesverwandten US-Präsidenten Bill Clinton in London und Berlin an die Macht gespült worden.

Doch diese Phase erwies sich als Scheinblüte. Mehr noch: Unter Blair und Schröder wurden die Grundlagen für die fatale Krise der europäischen Sozialdemokratie gelegt. Geblendet vom Erfolg neoliberaler Vorgänger wie Margaret Thatcher und Ronald Reagan, verliessen sie den Pfad klassischer sozialdemokratischer Tugend und schlugen neue Wege ein. Konkret: den «dritten Weg», wie er vom britischen Soziologen Anthony Giddens, Blairs Chefideologen, vorgezeichnet worden war. Er sollte den Sozialdemokraten Neuland «jenseits von rechts und links» erschliessen – und führte sie geradewegs in die politische Wildnis.

Im Kern ging es darum, dass sich die einstigen Parteien der Arbeiterklasse für Kapital und Business öffneten. Der Markt und nicht mehr der Staat sollte es richten – und vor allem für die üppigen Sozialausgaben aufkommen, welche die Sozialdemokraten weiterhin grosszügig versprochen. Hemmungslos «wurde alles privatisiert, was nicht bei drei auf dem Baum war» (*Spiegel*) – vor allem öffentliche

## Die Lichtgestalten von einst sind nur mehr verklärte, aber blasse Erinnerungen.

Dienstleister wie Bahn, Post und Telekom. «Radikal denken» hiess marktwirtschaftlich denken. Kanzler Schröder gelobte, keine wirtschaftsfeindliche Politik zu machen, stutzte den deutschen Sozialstaat mit der Kettensäge zurecht und genoss seinen Spitznamen «Genosse der Bosse».

Doch das Kapital spielte nicht mit, sondern nutzte die neuen Möglichkeiten für sich. Einst sichere, gutbezahlte Arbeitsplätze wurden in Billiglohnländer verlegt und daheim durch ungesicherte, billige Mini-Jobs ersetzt. Eine neue Unterschicht ist entstanden. Anders als die alte Arbeiterklasse wählt das zynische und desillusionierte neue *service proletariat* (Dienstleistungsproletariat) nicht Sozialdemokraten, sondern – im Wortsinn – National-Sozialisten: Parteien, die die Grenzen dichtmachen und «Wall-Street-Schweine» – mindestens – enteignen möchten.

An Warnungen fehlte es nicht. Die belgische Politologin Chantal Mouffe wies schon in den Neunzigern darauf hin, dass der «dritte Weg» notwendige politische Gegensätze aufheben und bei Wählern so Desinteresse und Politikverdrossenheit auslösen werde. Die Folge: Verlust der Glaubwürdigkeit der Politiker.

Ein Blick auf die europäische politische Landkarte (und auf das amerikanische Phänomen Donald Trump) zeigt, wie sehr sich Mouffes Prognose bereits bewahrheitet hat. Einen «faustischen Pakt» nannte es Yanis Varoufakis, schillernder Athener Finanzminister der ersten linken Syriza-Regierung. Er hatte, ebenso wie Spaniens Podemos-Führer Pablo Iglesias, bei Chantal Mouffes Ehemann Ernesto Laclau studiert.

Der Pakt mit dem Teufel hätte dennoch funktionieren können, wenn nicht die Finanzkrise von 2008 beide Vertragspartner total diskreditiert hätte. Sie zeigte, dass Markt und Kapital mitnichten die Lösung für sämtliche Probleme sind, sondern selbst existenzielle Probleme schaffen. Und sie machte die politischen Partner der Bosse in Wähleraugen zu willfährigen Erfüllungsgehilfen der Banken und Finanzjongleure.

## Soziale Grausamkeiten

Weil sie mit dem Kapital ins Bett gestiegen waren, fehlten den sozialdemokratischen Politikern «die analytischen Werkzeuge und das moralische Gewicht, um das kollabierende System einer kritischen Prüfung zu unterziehen», urteilte Varoufakis. «Sie kapitulierten vor den giftigen Arzneien, die die arbeitende Bevölkerung, die Arbeitslosen und die Schwachen auf dem Altar der Financiers opferten.» Schlimmer noch: Sie hätten sich freiwillig gemeldet, um die politischen und sozialen Grausamkeiten zu begehen, so Varoufakis weiter.

Für ihn ist klar: «Europas Sozialdemokratie wird ihren historischen Irrtum von vor 2008 und ihre Komplizenschaft bei der organisierten Unmenschlichkeit nach 2008 nicht überleben.» ○

## Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Verkehrsfinanzierung**  
Von einer Verbesserung profitieren alle
- **Masseneinwanderung**  
sgv gegen Höchstzahlen für Kurzaufenthalter
- **Invalidenversicherung**  
Sanierung auf halbem Weg stecken geblieben

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)



*Mehr Toleranz:* Internet-Berühmtheit Gigi Gorgeous.



## Ikone der Woche

### Gigi Gorgeous

Von *Claudia Schumacher*

Diese Frau sieht auch noch schön aus in albernen Pantoffeln, welche die Beine optisch verkürzen und jede normale Frau wie einen Trampel wirken lassen. Die schlanken Beine sind sportlich definiert (ebenso wie der Bauch, den man hier nicht sehen kann). Ihr Busen hat die Grösse, die Männer begehren und Frauen beneiden. Kein Wunder, fragte die *New York Times* jüngst: «Ist Gigi Gorgeous Amerikas nächstes Topmodel?» Der Name der Kanadierin ist ebenso wenig angeboren wie ihr Aussehen. Gigi Gorgeous wurde 1992 geboren, als Junge namens Gregory Lazzarato.

#### **Verwirrende Authentizität**

Die Transfrau wurde zunächst in den sozialen Medien bekannt. Als homosexueller Teenagerjunge begann sie, Make-up zu tragen. Bald darauf stellte sie anleitende Schminkvideos auf Youtube. Sie testete Produkte und wurde Markenbotschafterin für Hersteller von Schönheitsmitteln. Zwei Millionen Menschen haben die Videos von Gigi Gorgeous auf Youtube abonniert. Da macht sie Sachen, die ähnlich funktionieren, wie Autounfälle: Man kann nicht wegsehen. Sie setzt sich im Glitzerbikini mit ihrer Birkin Bag, einer der teuersten Handtaschen der Welt, in die Badewanne. Das edle Leder der Tasche kriegt mehrmals Schaum ab, ausch. Das volle, fragile Champagnerglas fällt fast vom Wannenrand, und in diesem wackeligen Luxusarrangement faselt sie irgendeinen Blödsinn, während ihr Lächeln vor Selbstbewusstsein strotzt.

Als Model ist die Internetberühmtheit, die auch auf der Fotoplattform Instagram viel Beachtung findet, deshalb so attraktiv, weil sie die junge Zielgruppe erreicht, welche mehr Zeit im Internet als in der Welt da draussen verbringt. Neben Schönheitsfragen thematisierte Gigi Gorgeous in den sozialen Netzwerken auch ihren Umbau zur Frau. Mit Stars wie Miley Cyrus oder Transgender-Ikone Caitlyn Jenner, die ebenfalls für mehr Toleranz im Bereich der geschlechtlichen Orientierung werben, zeigt sie sich in der Öffentlichkeit. Dass Transgender nicht mehr nur ein randständiges soziales Phänomen ist, sondern auch ein Lifestyle-Thema, zeigt die Medialisierung von Transmenschen im Glam- und Modebereich. Vielleicht ist das Interesse an Transgender auch deshalb so gross, weil hier eines der gesellschaftlichen Kernthemen der letzten Jahre auf verwirrende Weise herausgefordert wird: Authentizität. Wie viel kann ein Mensch aus sich machen und wie gleichzeitig echt bleiben? Wie unecht darf ein Körper sein, um sich richtig anzufühlen?

## «Es war wie in der Pfadi»

Nach fast dreissig Jahren am Schweizer Fernsehen hört der Komiker Viktor Giacobbo Ende Jahr auf. Im Interview spricht er über seine Zeit als linker Aktivist, über lustige Frauenfiguren und erklärt, was Schneider-Ammann mit Erdogan gemeinsam hat. *Von Rico Bandle und Thomas Buchwalder (Bild)*

Unter Komikern gibt es in diesen Tagen nur ein Thema: das Schmähdgedicht des deutschen Satirikers Jan Böhmermann, das den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan in Rage gebracht hat. Auch Viktor Giacobbo muss in diesen Tagen ständig Auskunft darüber geben. Als wir uns im Casinotheater Winterthur zum Gespräch treffen, sagt er: «Wir haben ja einen eigenen Bundespräsidenten, der genauso beleidigt ist wie Erdogan. Er hat einfach nicht die Mittel, um einzugreifen. Der ist sogar beleidigt, wenn man ihn im O-Ton laufen lässt.»

**In Deutschland hat ein satirischer Beitrag eine Staatsaffäre ausgelöst. Für Satiriker sind das gute Zeiten.**

Es sind immer gute Zeiten für Satiriker. Gabriel Vetter hat recht, wenn er sagt, dass es nicht viel Mut braucht, um ein weit entferntes Staatsoberhaupt zu beleidigen. Literarisch wertvoll war Böhmermanns Gedicht auch nicht. Aber darum ging es ja auch gar nicht. Es ging darum, dem Autokraten nach dem ersten Vorfall mit der Erdogan-Satire erst recht eins auszuwischen. Das ist ihm perfekt gelungen.

**Mit Fäkal-Beleidigungen um sich zu werfen, ist doch eher plump, auch wenn es in einen Kontext eingebettet ist.**

Natürlich. Aber das ist gewollt plump. Die Anschuldigungen, Erdogan sei ein «Ziegenficker» und schaue Kinderpornografie, sind ja dermassen absurd, dass offensichtlich ist, dass es Böhmermann nicht um den Inhalt geht, sondern darum, den empfindlichen Möchtegerndiktator zu provozieren. Nicht so ganz verstanden habe ich jedoch, weshalb er die nachfolgenden Sendungen abgesagt hat. An seiner Stelle hätte ich Erdogan auf den Knien eine grosse Liebeserklärung vorgelesen. Am besten ein schwülstiges Gedicht, in dem ausgedrückt wird, was für ein wunderbarer Staatsmann er sei, was für ein grosser Demokrat.

**Man hat den Eindruck, auch bei uns seien die Leute wieder dünnhäutiger geworden, was Satire betrifft.**

Es gibt tatsächlich immer mehr empfindliche Gruppierungen. Dass die Transgender-Leute unsere Sprüche in der Sendung nicht lustig fanden, kann ich ja noch nachvollziehen. Aber eine Entschuldigung von einem Komiker zu fordern, ist das Ungeschickteste, was man machen

kann. Auch katholische Fundamentalisten sind immer wieder tief in ihrem offenbar nicht sehr festen Glauben getroffen. Bei jeder Beschwerde wird die gesamte SRG-Maschinerie in Gang gesetzt – mit Ombudsmann, Redaktionsleitung et cetera, die alle einen langen Bericht schreiben müssen.

**Böhmermann erlebt nun eine grosse Solidaritätswelle. Auch jene Kreise, die Andreas Thiels Koran-Kritik noch ganz übel fanden, halten plötzlich die Fahne der Meinungsfreiheit hoch. Sie nehmen konsequent alle Satiriker in Schutz, auch Thiel durfte gleich wieder in Ihrer Sendung auftreten.**

Ganz einfach: Meinungsfreiheit gilt für Linke wie Rechte. Auch als SVP-Nationalrat Roger Köppel im Casinotheater seinen Wahlkampfauftritt hatte, meinten einige Leute, wir müssten ihm das verbieten. Ihnen habe ich erklärt, dass uns jungen Links-

**«Sind Sie als Debbie Mötteli zur Aushebung gegangen?» – «Nein, in einer Frühversion von Fredi Hinz.»**

aktivisten vor dreissig Jahren aus politischen Gründen der Zugang zum Casinosaal verwehrt worden war. Deshalb möchte ich dies heute mit politisch Andersdenkenden nicht auch tun. In diesem Haus bin ich übrigens damals mit einer Showeinlage vom Militär weggekommen.

**Sind Sie als Debbie Mötteli zur Aushebung gegangen?**

Nicht ganz, sondern in einer Frühversion von Fredi Hinz. Damals hatte ich lange Haare, bis über die Schultern. Vor der Aushebung schlief ich ein paar Tage absichtlich nicht. Der Leutnant war unglaublich stolz, einen Drogenabhängigen ausfindig gemacht zu haben.

**Sie nahmen gar keine Drogen?**

Drogen haben mich nie wirklich interessiert. Ab und zu habe ich aus sozialen Gründen mitgekiff. Aber grundsätzlich wollte ich mich nie benebeln, das schreckte mich ab.

**Sie waren damals Mitglied in einer maoistischen Gruppierung. Viele einstige Aktivisten sagen, diese Gruppierungen seien wie Sekten gewesen. Haben Sie das auch so erlebt?**

Absolut. Bloss, dass ich ziemlich früh ausstieg bin. Die Sponti-Zeit mit den kreati-

ven Störaktionen hat Spass gemacht. Wobei wir nie gewalttätig waren. Als es dann nur noch ideologisch war, als sogar Stalins Schriften als Referenz herbeigezogen wurden, bin ich raus. Diese Zeit möchte ich aber keinesfalls missen. Ich habe mit Marx' Schriften gelernt, abstrakt zu denken und Theorie zu lesen nicht etwa in der Schule! Bei mir war aber Politik bei allem Engagement immer auch mit Spass verbunden, deshalb habe ich mich auch verkracht mit jenen, die sich selber so ernst nahmen.

**Sie sind aber doch frühmorgens mit Flugblättern vor die Tore der Sulzer-Fabrik gestanden, in der Überzeugung, man könne die Arbeiter vom kopflastigen Konzept des Marxismus überzeugen.**

Auch da unterschied ich mich von den Studentenaktivisten: Ich stammte aus einer Arbeiterfamilie und habe eine Lehre gemacht. Oft musste ich den Akademikern sagen: «Diese Theorie möchte kein Arbeiter lesen, der morgens um sieben in die Fabrik muss.» Ich engagierte mich deshalb vor allem in der Gewerkschaft, da ging es um sehr praktische Sachen wie kürzere Arbeitszeiten und nicht um die Weltrevolution.

**Die europäische Linke hat damals den chinesischen Gewaltherrscher und Massenmörder Mao völlig idealisiert.**

Ich auch. Vor allem sein kleines rotes Büchlein und seine Gedichte fand ich toll. Die Gedichte waren ja wirklich originell, man dachte, der hat Humor. Alles andere blendete man einfach aus. Nachdem ich ausgestiegen war, habe ich sehr viel gelesen über Mao und Stalin. Die Stalin-Biografie von Simon Sebag Montefiore habe ich verschlungen. Die UdSSR war die absurdeste Diktatur, die man sich vorstellen kann: Stalin hat die eigenen Leute bis ins Private terrorisiert; nie wusste man, wann er zuschlägt. Die Nazis waren nicht weniger schlimm, aber berechenbarer.

**War die Erkenntnis, einer falschen Ideologie aufgesessen zu sein, so etwas wie ein Erweckungserlebnis?**

Das kann man nicht so sagen, es war ein langsamer Prozess. Die 68er Gruppen waren sehr heterogen. Wir starteten in Winterthur unter dem Namen Kritische Jugend, daraus wurde das Kritische Forum. In der ganzen Schweiz entstanden solche Gruppierungen, die sich untereinander auch austauschten. Irgendwann kam die Idee auf, eine grosse kommunistische Partei zu gründen. Die

## Reihen 1 - 10



«Ich bin kein Scharfrichter»: Komiker Giacomo Puccini, 64.

Ideologen waren hier die Wortführer, das war der Zeitpunkt, als mir alles zu viel wurde.

**Was war genau das Ziel? Die Schweiz in ein kommunistisches Land umzuwandeln?**

Wenn man heute von einem kommunistischen Land spricht, hat man automatisch die Sowjetunion oder die DDR vor Augen. Natürlich wollten wir das nicht. Wir sagten immer: «Der richtige Kommunismus ist noch nirgends umgesetzt worden; er ist menschenfreundlich, lässt es allen Leuten gutgehen» et cetera. Es war eine völlig realitätsferne Idealvorstellung.

**Es gab aber schon konkrete Ideen, wie zum Beispiel die, das Privateigentum abzuschaffen – «Alles gehört allen»?**

Jeder hatte wieder andere Vorstellungen. Mich hat das nicht so interessiert, ich war viel mehr praktisch orientiert. Es war ein

Meine Eltern waren unglaublich pragmatisch. Klar stritten wir manchmal über Politik, aber sie liessen mich immer machen. Sie flippten nicht aus, als sie erfuhren, dass ich schon mal gekiffert hatte. Wenn ich vergleiche, was für Konflikte meine Kollegen zu Hause hatten, muss ich sagen: Meine Eltern haben mir die grösstmögliche Freiheit gelassen, was auch den Umständen geschuldet war, schliesslich haben beide gearbeitet.

**Sie sind früh von zu Hause ausgezogen.**

Mit siebzehn. Ich zog in die erste therapeutische Wohngemeinschaft, die es damals gab. Nicht um therapiert zu werden, man hat Jugendliche mit Schwierigkeiten mit anderen gemischt, das war das Konzept.

**Sie haben eine Lehre als Schriftsetzer gemacht, so wie andere bekannte Leute, zum Beispiel der Publizist Frank A. Meyer oder der Karikaturist Peter Gut. War Schriftsetzer so etwas wie der Trendberuf für Intellektuelle, die nicht studierten?**

Auch Schauspieler Mathias Gnädinger oder Urs Wehrli vom Komikerduo Ursus & Nadeschkin haben Schriftsetzer gelernt. Das waren alles Leute, die sich für die Sprache interessiert und viel gelesen haben. Ich habe damals Bertolt Brecht oder Günter Grass richtiggehend verehrt, Max Frisch habe ich mit siebzehn Jahren einen Brief geschrieben, er hat sogar geantwortet.

**Worum ging es da?**

Was man halt so schreibt als 17-Jähriger: Ich sei ein Fan von ihm, ich wolle Schauspieler werden und so fort. Bis heute bin ich ein leidenschaftlicher Leser, deshalb macht mir auch das Engagement als Verwaltungsrat beim Buchverlag Kein & Aber grosse Freude.

**Nach der Lehre arbeiteten Sie einige Jahre als Lektor und Korrektor, dann landeten Sie als Dokumentalist beim Schweizer Fernsehen. Wie kam das?**

Über eine Beziehung. Für mich war das ein guter Job, meine Haupttätigkeit bestand darin, Zeitungen zu lesen. Die Arbeit konnte ich frei einteilen, was ideal war, denn daneben hatte ich schon Theaterproduktionen. Anders als oft geschrieben wird, hat meine Fernsehkarriere nichts mit dem Archiv zu tun. Die Geschichte vom schüchternen Archivar im Keller, der plötzlich im Scheinwerferlicht steht, tönt zwar gut, ist aber falsch.

**Ihren ersten Fernsehauftritt hatten Sie 1987: Sie erhielten eine kleine Satire-Rubrik in Ueli Heinigers Diskussionsendung «Medienkritik».**

Ueli hatte mich in einer Theateraufführung gesehen und gedacht, am Ende der seriösen Diskussion würde ich gut passen als humoristischer Kontrast. Weil die Sendung von vielen Journalisten geschaut wurde, gab es bald einmal Presseberichte, in denen stand, man solle doch diesem Neuling eine eigene Sendung geben.

**Was dann auch geschah. Drei Jahre später starteten Sie mit «Viktors Programm», einer Satire-Sendung zur Hauptsendezeit.**

Das war ein mutiger Entscheid, so etwas gab es bisher noch nicht. Es war auch die erste Sendung, die nach dem Moderator benannt wurde. Ein Fehler war allerdings, dass «Viktors Programm» um acht gesendet wurde, zur heiligen Zeit. Das wurde mit «Viktors Spätprogramm» dann korrigiert.

**Fernsehndirektor war damals Peter Schellenberg. War Leutschenbach unter ihm tatsächlich so eine Ansammlung linker Birkenstock-Träger, wie das oft moniert wurde?**

Das weiss ich nicht. Sicher war Schellenberg als TV-Chef ein Autokrat. Ich verstand mich aber gut mit ihm. Er sagte immer: «Wenn man Satire will, dann muss man die Satiriker auch machen lassen.» Dies galt auch bei

**«Das Härteste an meiner Arbeit ist, danach meine Sendung anzuschauen.»**

seinen Nachfolgern, Ingrid Deltenre und Rudolf Matter. Dafür muss man das vielgescholtene SRF auch einmal loben. Ich weiss nicht, ob uns ein anderer Medienbetrieb solche Freiheit gewährt hätte. Mike Müller und ich waren allerdings auch immer in einer starken Position: Wir beide sind nicht angewiesen aufs Fernsehen, wir hätten jederzeit aufhören können.

**In Deutschland haben bekannte Moderatoren in der Regel eine eigene Produktionsfirma, die ihre Sendungen herstellt. War das für Sie nie eine Option?**

Natürlich habe ich mir das überlegt. Die SRF-Verantwortlichen hätten uns das auch zugestanden, und ich hätte wohl auch einiges mehr verdient. Doch ich wollte keine Firma gründen und Mitarbeiter einstellen, die ich nach einem Flop wieder hätte entlassen müssen.

**Vielleicht ist das blosser Nostalgie, doch wenn man zurückschaut, hat man das Gefühl, Ihre beste Zeit hätten Sie mit «Viktors Spätprogramm» gehabt. Auf Youtube findet man Videos, wie Sie als Fredi Hinz die Sektenführerin Uriella interviewen, das ist heute noch ein Hochgenuss.**

Seit meiner zweiten Sendung 1990 behaupten einige, ich sei früher besser gewesen... Es ist wie überall: Einiges möchte man lieber vergessen, anderes bleibt positiv in Erinnerung. Höhepunkte waren für mich die zwei Besuche von Bundesrätin Ruth Dreifuss, die sich immer hervorragend geschlagen hat. Wie auch Eveline Widmer-Schlumpf. Die meisten Bundesräte trauen sich nicht wirklich, obschon sie eigentlich mit einem Auftritt bei uns nur gewinnen können. Das Duell



bisschen wie bei der Pfadi. Bei den Anti-Vietnamkrieg- und Anti-AKW-Demonstrationen ging es um konkrete politische Forderungen, da habe ich mich wohl gefühlt. In Gösgen bin ich auch das erste Mal mit Tränengas in Kontakt gekommen, ich war aber nie bei gewalttätigen Aktionen dabei, diese machten mir Angst.

**Wurden Sie als Verräter angesehen, als Sie die Szene verliessen, oder löste sie sich ohnehin langsam auf?**

Ich wurde ausgegrenzt, und die verbleibenden Mitglieder wurden angewiesen, nicht mehr mit mir zu verkehren. Für mich war das aber nicht so schlimm, da ich immer auch Kontakte zu Leuten ausserhalb der Szene gepflegt hatte.

**Ihr Vater war Metzger, Ihre Mutter Kleiderverkäuferin – wie haben sie reagiert auf Ihr linksaktivistisches Engagement?**



Zwei Stunden in der Maske: als Donatella Versace.

der beiden Privatfernseh-Pioniere Roger Schawinski und Jürg Wildberger ist auch so ein unvergessener Moment. Uriella und ihr Mann Icardo waren natürlich herausragend, solche Figuren sind aber eher selten geworden.

**Haben Sie Bundespräsident Johann Schneider-Ammann auch schon in die Sendung eingeladen?**

Nein, das wäre wohl keine gute Idee. Schneider-Ammann mag uns nicht besonders und sein Beraterteam wohl noch weniger. Was ich nicht ganz verstehe – wir präsentieren ihn doch immer im Originalton...

**Viele Ihrer Kunstfiguren spielen Sie seit dreissig Jahren – und sie funktionieren immer noch.**

Wenn sie zu populär wurden, habe ich sie jeweils ruhen lassen, bevor sie allzu sehr zu nerven begannen. Bei Harry Hasler war es am extremsten. Als das losging mit dem Sommerhit, rissen sich alle um die Figur: die Werber, selbst ein Spielfilm war ange-dacht. Ich habe mich dagegen gestemmt.

**Weshalb genau hörten Sie so abrupt mit Harry Hasler auf? Noch nie in der Schweiz hatte es zuvor einen solchen Hype um eine Kunstfigur gegeben.**

Den Ausschlag gab ein konkretes Erlebnis. Ich hatte als Harry Hasler eine Autogramms-tunde und einen kleinen Auftritt im Einkaufszentrum Glatt. Tausende von Leuten drängten sich in der Mall, ich musste mich mit mehreren Bodyguards durch eine entfesselte Meute vordrängen. Als ich auf der Bühne stand, merkte ich, dass sich das Podest durch den Druck der Menge langsam zu verschieben begann. Da wurde

mir alles unheimlich! Nach dem Auftritt entschied ich mich, die Figur ruhen zu lassen.

**Täuscht der Eindruck, oder sind Sie über die Jahre tatsächlich harmoniebedürftiger geworden?**

Natürlich verändert man sich. Aber harmoniebedürftiger? Ich weiss nicht. Wir mussten den Kritikern immer schon sagen: «Wir sind nicht die Rächer der Nation.» Ich bin auch kein Scharfrichter. Wir machen eine Late-Night-Sendung, da sollen sich Macher, Gäste und Zuschauer entspannt zurücklehnen können. Wir wollen nicht verbissen wirken. Aber ich kokettiere nicht, wenn ich sage: Das Härteste an meiner Arbeit ist, danach meine Sendung anzuschauen. Ich sehe alle meine Ticks, alle Fehler – furchtbar.

**Die Satire-Sendungen in Deutschland sind politisch alle gleich ausgerichtet, man könnte sie unter «Lachen gegen rechts» subsumieren. Auch bei Ihnen ist eine Parodie auf Ueli Maurer lustiger als eine auf Christian Levrat. Liegt dies daran, dass Satiriker eher links sind oder dass rechte Politiker grundsätzlich mehr Anlass zum Lachen geben?**

Es gibt einfach mehr linke Satiriker. Und rechte Politiker, insbesondere jene, die das Fremde in jeglicher Form bekämpfen, sind für einen linksliberalen Satiriker nun mal natürliche Reizfiguren. Aber die Persönlichkeiten sind schon auch entscheidend. Ueli Maurer hat sich einerseits wegen seiner Art hervorragend für eine Parodie geeignet, andererseits auch wegen der Fallhöhe: Offiziell war er Parteipräsident, aber alle wussten, dass eigentlich Christoph Blocher das Sagen hatte. Heute ist Schneider-Ammann lustig, weil er keinen Satz flüssig zu Ende bringen kann. Er konnte bis zum Bundespräsidenten aufsteigen, ohne einmal richtig politisch in den Kampfiring steigen zu müssen. So etwas ist nur in der Schweizer Konkordanz-gemütlichkeit möglich.

**Wo sind denn die Linken, bei denen man richtig herauslachen kann, wie beispielsweise bei einem Ulrich Giezendanner von der SVP?**

Die gibt es schon. Alexander Tschäppät ist so einer. Aber in der Regel sind die SVPLer entspannter in der Sendung, weil sie bereits mit der Einstellung kommen, dass gegen sie gestichelt wird. Die schauen dann einfach, was passiert. Das kommt gut an.

**Bei den letzten Nationalratswahlen hat Ueli Maurer ganz offensichtlich seinen Parodisten, also Sie, parodiert, als er demonstrativ vor der SRF-Kamera die Arme verschränkte und dem verdutzten Reporter sagte: «Kä Luscht.»**

Dabei sagt er immer, er schaue unsere Sendung nicht ... Aber wissen Sie, was mich mehr freut, als wenn Ueli Maurer uns wahrnimmt? Viele Schüler und Studenten

machen mit uns Interviews, oft sagen sie, unsere Sendung habe bei ihnen erst das Interesse an Politik geweckt. Das ist das schönste Kompliment.

**Kaum eine Fernsehpersönlichkeit macht dermassen ein Geheimnis um ihr Privatleben wie Sie. Jetzt, da Ihre Sendung langsam ausläuft, haben Sie die Chance, endlich damit rauszurücken: Was hatten Sie so lange zu verbergen?**

Wenn Sie das unbedingt wissen wollen: Ich trage zu Hause dieselbe Frauenunterwäsche, wie wenn ich die Figur Debbie Mötteli spiele. Im Ernst: Ich mache kein Geheimnis. Ich rede einfach nicht öffentlich über Privates. Nichts ist peinlicher als Prominente, die ihre Wohnung und ihre Partner zeigen. Deshalb versuche ich das bei mir zu vermeiden. Das klappt eigentlich ganz gut.

**Apropos Debbie Mötteli: Sie spielen Frauenfiguren dermassen lustvoll, dass schon der Verdacht aufkommen ist, es müsse mehr dahinterstehen.**

Mich haben deswegen sogar schon Schwulenmagazine befragt. Dass ich gern Frauen spiele, ist aber falsch. Ich spiele gern interessante, lustige Figuren, und das sind halt oft auch Frauen. Ob ich ein Harry Hasler oder eine Debbie Mötteli spiele, macht für mich keinen grossen Unterschied.

**Aber Ihre Donatella Versace ist schon ausgesprochen lustig.**

Ja, ich zahle aber einen hohen Preis dafür. Jedes Mal bin ich zwei Stunden lang in der Maske ihretwegen. Die dicken Lippen, das ist alles verklebtes Silikon.

**Frauen, die Männer spielen, sind nie lustig, umgekehrt schon. Wie kommt das?**

Das ist offenbar eine Gesetzmässigkeit, die ich auch nicht erklären kann. ○

Schenken Sie ihm Kirschtengel.

Lindt  
BÂTONS KIRSCH  
KIRSCHTENGELI



Genussmittel Humor: Don Quijote.

## Literatur

# Cervantes' Wut

**Verfolgung, Gefangenschaft, Entehrung: Cervantes hat mehr erlebt als fast jeder andere Dichter. Wie häuft sich so viel Unbill in einem einzigen Leben an? Zum 400. Todestag erscheint eine neue Biografie des enttäuschten Idealisten. Von Oliver vom Hove**

Unstet und vielgeprüft, vom Leben heftig hin und her geworfen war Miguel de Cervantes, Schöpfer des «Don Quijote». Kaum einem anderen Dichter der Weltliteratur widerfuhr ein so wild zerklüftetes, gefahrenreiches, vor Demütigungen überquellendes Leben wie diesem Spanier. 1547, mitten ins goldene Zeitalter seines Landes hineingeboren, fiel kaum etwas von dessen Glanz auf ihn. Stattdessen: Krieg, Verfolgung, Gefangenschaft, Folter, Entehrung. Schliesslich ein erbärmliches, entbehrensreiches Dasein als verarmter und verschuldeter Poet, der, vom feinen Volk verachtet, als einarmiger Veteran die Steuern bei erbosten Bauern eintreiben musste. «Nur Narr! Nur Dichter!», heisst es bei Nietzsche.

Wie häuft sich so viel Unbill in einem einzigen Leben an? Einen Gutteil hat die Geschichte verschuldet. Die neue, rechtzeitig zum

400. Todestag des Dichters am 23. April erschienene Biografie des deutschen Romanisten Uwe Neumahr bietet dem Leser ein faszinierendes, detailreiches Panorama dieses durch Glaubenskriege und territoriale Machtkämpfe zerrissenen Lebens.

### Herrschaft des Halbmonds

Der Schrecken des Jahrhunderts, in das Cervantes hineingeboren wurde, war der kriegerische Islam. Mit ihm wurde der Dichter bereits in seiner Jugend konfrontiert. Als er 1568, wegen eines Duells in Spanien gerichtlich verfolgt, nach Rom floh, eskalierte die Auseinandersetzung mit den eroberungssüchtigen Türken aufs Neue. Nicht nur entlang des Balkans drangen sie mordend und brandschatzend gegen Norden vor. Das ganze Mittelmeer sollte sich der Herrschaft des Halbmonds unterwerfen.

Die europäischen Mächte waren uneins, wie sie dem Ansturm aus dem Osten Widerstand leisten sollten. Frankreich verweigerte sich völlig. In Wien zögerte der Kaiser. Zwischen Spanien, Venedig und dem Papst schliesslich, die eine Allianz christlicher Verteidiger schmiedeten, wurde um die Kosten jeder Galeere gefeilscht.

Inzwischen verschärfte sich die Situation. Die Grausamkeit der Glaubenskrieger kannte keine Grenzen. In Famagusta auf Zypern wurde der besiegte venezianische Kommandant Bragadin lebendigen Leibes gehäutet. Seine Haut wurde mit Strohausgestopft und als Siegesbeute in Konstantinopel ausgestellt.

Dort prahlte Sultan Selim II., ein notorisches Grossmaul, dass er sein Zelt bald auf dem Petersplatz in Rom aufschlagen werde. Auf seinem Flottenstützpunkt im griechischen Lepanto verfügte der osmanische Kommandant Ali Pascha über 250 Galeeren. Als gefürchtete Heisssporne standen ihm kampferprobte Janitscharen zur Verfügung: zum Islam konvertierte, elternlose junge Christen, die in Militärinternaten zu Elitetruppen herangezogen wurden.

Den 21-jährigen Cervantes, der sich am päpstlichen Hof als Kammerdiener eines Kardinals verdingt hatte, empörte der Defätismus des christlichen Europa. Als Papst Pius V. das

Militärbündnis der Heiligen Liga zum Gegenangriff organisierte, schrieb er sich eilends in die Rekrutierungslisten ein.

Mit dem Sieg in der Seeschlacht von Lepanto beendete Don Juan de Austria, Halbbruder von König Philipp II., als Grossadmiral am 7. Oktober 1571 die osmanische Vorherrschaft im Mittelmeer. Dass er an dieser Schlacht teilgenommen hatte, hielt Cervantes für die entscheidende Leistung seines Lebens. Zeugnisse heben seine Tapferkeit in dem blutigen Getümmel hervor: Er habe «mit den Türken gekämpft wie ein Löwe», gaben zwei Mitstreiter zu Protokoll. Cervantes wurde schwer verwundet: Er trug zwei Schussverletzungen im Oberkörper davon, seine linke Hand wurde zerschmettert, so dass er sie zeitlebens nicht mehr gebrauchen konnte.

### Fünf Jahre als Sklave in Nordafrika

Das Gemetzel von Lepanto gilt als die Seeschlacht mit den höchsten Menschenverlusten: 35 000 Männer fielen auf türkischer Seite, 8000 Opfer verzeichneten die Alliierten. Mehr als 100 Schiffe waren zerstört worden. «Vom Blut der Heiden und der Christen rot sah ich gefärbt das blaue Bett des Gottes [...]; ich hörte jenes Lärmen, jenes Krachen und sah der Armen schweren Abschiedsblick, die zwischen Feuerstoss und Wasser starben», schrieb Cervantes später an einen Freund. Neumahr zeichnet, gestützt auf neueste Forschung, ein höchst realistisches Schlachtenbild, das die Gräuel des Kriegs, die Verwundungen und Schmerzensschreie der Verwundeten nicht unterschlägt.

Im Folgenden nahm Cervantes von Italien aus an weiteren Seeexpeditionen teil, unter anderem 1573 an der Eroberung von Tunis. Auf der Heimreise nach Spanien wurde 1575 die Galeere, auf der sich neben Cervantes auch sein Bruder Rodrigo befand, knapp vor der katalanischen Küste von Seeräubern gekapert. Beide Brüder wurden nach Algier verschleppt und auf dem Sklavenmarkt dieser Piratenhochburg feilgeboten. 25 000 christliche Gefangene wurden dort festgehalten. Mit dem Versprechen von Hafterleichterungen versuchte man, sie für einen Übertritt zum Islam zu gewinnen. Auch Cervantes wurde wiederholt mit Angeboten zur Konversion konfrontiert. Die muslimischen Erpresser hielten ihn jedoch fälschlicherweise für wohlhabend und versprachen sich daher ein hohes Lösegeld, was seine Gefangenschaft ungewöhnlich in die Länge zog. Trotz Ketten und Folterungen versuchte Cervantes binnen fünf Jahren vier Mal, sich aus seiner misslichen Lage zu befreien. Schliesslich gelang der Freikauf, durch die Unterstützung seiner Familie und der Trinitarier-Mönche.

Zurück in Spanien, suchte Cervantes vergeblich eine angemessene Anstellung. Ruhelos zog er über Land, da und dort eine Beschäftigung annehmend. In seiner Bedrängnis nahm er Zuflucht zur Literatur, vorerst als Theater-

schriftsteller. Er schrieb viel Unterschiedliches: Gedichte, Kanzonen, einen Schäferroman namens «La Galatea». Vor allem aber Novellen: «Die beispielhaften Novellen» gehören zu seinen Glanzstücken.

Erst spät nahm er sich, als er zum wiederholten Mal in Schuldhaft sass, sein Opus magnum vor: «Der sinnreiche Junker Don Quijote von La Mancha». Dieses Wunderwerk der Erzählkunst ist ein Buch, aus dem mit einem Mal der ganze Menschheitskosmos der gesitteten wie der ungesitteten Hoffnungen, Glückserwartungen, Lustbegierden, der ungeheuerlichsten Traum-, Angst-, Schmerzerfahrungen herausquillt, kostümiert in sämtlichen Standskleidern quer durch alle Gesellschaftsschichten des damaligen Spaniens und doch lebenswarm durch das spürbare Pochen des Bluts, das hörbare Knurren der hungrigen Mägen und den riechbaren Schweiß so vieler Lebens-, Überlebens- und Todeskämpfe.

Nicht gleich ist man mitgerissen von diesen für die menschlichen Grunderfahrungen beispielhaften Schicksalsreigen. Anfangs wird in diesem Weltbewältigungsroman noch merklich unsicher eine Form gesucht. Der dem

---

### Ein Buch gegen alle Bücher will er schreiben, Abrechnung halten mit der Tradition eines abgelebten Ideals.

---

mittelalterlichen Heldenepos erwachsene höfische Ritterroman soll in seiner abwegig gewordenen Spätlingsmanier satirisch verhöhnt und durch den ungleich kraftvolleren Schelmenroman aufgefrischt werden: Gerade hatte der «Lazarillo de Tormes» diesen liebenswert lebensnahen Erzähltypus im Land populär gemacht.

### Seelenverwandtschaft mit Don Quijote

Gestützt auf die Fülle seiner Erfahrungen, wusste Cervantes: «Wer zu spät kommt, den straft die Geschichte.» Und zu spät kam längst das Ritterideal der spanischen Literatur: zerschellt am Riff der Wirklichkeit, die einen immer bedrängenden Alltag bereithielt. Doch das ist Literaturgeschichte. Was man bald spürt beim Lesen des Geschichtenreigen, ist die Wut des Autors: Ein Buch gegen alle Bücher will er schreiben, Abrechnung halten mit der lügenhaft gewordenen Tradition eines abgelebten Ideals. Er weiss es besser – er ist ein Mann jenseits des fünften Lebensjahrzehnts, der mehr erlebt hat als kaum je ein Schriftsteller.

Sage einer, die Kenntnis der Lebensgeschichte eines Dichters vertiefe nicht in den allermeisten Fällen das Verständnis des Werks. Im «Don Quijote» ist geradezu von Geschichte zu Geschichte die allmähliche Identifikation des Figurenerfinders Cervantes mit seinem hilflos chevaleresken Helden und dem verschmitzt pikaresken Diener Sancho Panza abzulesen,

und solche Seelenverwandtschaft rührt von einem abenteuerreichen Dasein her. Schon Thomas Mann, der 1934 das Buch auf einer Atlantiküberfahrt nach Amerika las und darüber in «Meerfahrt mit Don Quijote» berichtete, hat fasziniert die Erziehung des Autors durch seinen Helden beobachtet, und tatsächlich wird der enttäuschte Idealist Cervantes durch seinen Fabelvorkämpfer, den Geistesbruder eines Parzival, schön langsam von seiner Skepsis befreit, ja zur Bekräftigung eines idealistisch-humanen Weltbilds geführt.

### Frische und Empathie

Mithilfe des Genussmittels Humor entwarf Cervantes ein umfassendes Gesellschaftsbild seiner Zeit. 1605 erschien der erste Teil des «Don Quijote», 1615 der zweite. Da sich weder Ruhm noch Reichtum bei dem alternden Autor einstellten, arbeitete er mit Hochdruck an jenem Spätwerk, das er als den Höhepunkt seines literarischen Schaffens ansah: an dem christlichen Musterroman «Die Irrfahrten von Persiles und Sigismunda». Darin lässt er zwei junge Liebende aus dem hohen Norden unter den falschen Namen Periandro und Auristela quer durch Europa bis nach Nordafrika reisen, ehe sie einander nach vielen waghalsigen Irrfahrten in Rom wiederfinden und das Sakrament der Ehe empfangen können.

In diesem monumentalen Erzählwerk häufen sich die Überfälle, Schiffbrüche, Entführungen und Gefangenschaften. Trennungen und Wiedervereinigungen lösen sich ab, der Gegensatz von Barbarei und Zivilisation beherrscht die Binnenstruktur des Romans. Unter den unzähligen Episoden, die erzählt werden, berühren den heutigen Leser die Berichte von Fluchten, Vertreibungen und Asyl besonders wegen ihrer Frische und Empathie.

Zum Vorbild nahm Cervantes den hellenistisch-byzantinischen Abenteuerroman Äthiopika («Äthiopische Geschichten») des spätantiken Autors Heliodor, der sich bereits im Mittelalter grosser Beliebtheit erfreute. Die schlanke, geschmeidige Neuübersetzung des «Persiles» von Petra Strien erschliesst dem deutschsprachigen Leser nach fünf Jahrzehnten dieses bedeutende Erzählwerk des Dichters neu. Eine Sensation!

Der an Diabetes leidende Cervantes vollendete das Werk drei Tage vor seinem Tod. In der vorangestellten Widmung an den Grafen von Lemos heisst es: «Schon habe ich den Fuss im Bügel, / und ich schreibe, edler Herr, dies / da der Tod mir hält die Zügel.» In der Nacht auf den 23. April 1616 starb Cervantes. Er wurde 69 Jahre alt. Im Kloster der barfüssigen Trinitarierinnen wurde er begraben.

Uwe Neumahr: Miguel de Cervantes. Ein wildes Leben. C. H. Beck. 394 S., Fr. 35.90

Miguel de Cervantes: Die Irrfahrten von Persiles und Sigismunda. Die Andere Bibliothek. 500 S., Fr. 55.–

## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>Room</b> Regie: Lenny Abrahamson	★★★★★
2	<b>The Jungle Book</b> Regie: Jon Favreau	★★★★☆
3	<b>Belgica</b> Regie: Felix Van Groeningen	★★★★☆
4	<b>Mountains May Depart</b> Regie: Jia Zhangke	★★★★☆
5	<b>Eddie the Eagle</b> Regie: Dexter Fletcher	★★★★☆
6	<b>Batman v Superman</b> Regie: Zack Snyder	★★★★☆
7	<b>Zootopia</b> Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	★★★★☆
8	<b>Spotlight</b> Regie: Tom McCarthy	★★★★☆
9	<b>10 Cloverfield Lane</b> Regie: Dan Trachtenberg	★★★☆☆
10	<b>Triple 9</b> Regie: John Hillcoat	★★★☆☆

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>The Jungle Book (3-D)</b> Regie: Jon Favreau	34 270
2 (1)	<b>How to Be Single</b> Regie: Christian Ditter	22 362
3 (3)	<b>Zootopia</b> Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	12 743
4 (5)	<b>Kung Fu Panda 3</b> Regie: Alessandro Carloni, Jennifer Yuh	8 139
5 (-)	<b>The Huntsman: Winter's War</b> Regie: Cedric Nicolas-Troyan	7 067
6 (4)	<b>Batman v Superman</b> Regie: Zack Snyder	5 823
7 (6)	<b>Triple 9</b> Regie: John Hillcoat	5 048
8 (7)	<b>Eddie the Eagle</b> Regie: Dexter Fletcher	4 149
9 (8)	<b>The Divergent Series: Allegiant</b> Regie: Robert Schwentke	2 781
10 (9)	<b>London Has Fallen</b> Regie: Babak Najafi	2 208

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Heidi (Impuls)</b>
2 (-)	<b>Er ist wieder da (Rainbow)</b>
3 (2)	<b>Die Tribute von Panem (Impuls)</b>
4 (4)	<b>Schellen-Ursli (Frenetic)</b>
5 (-)	<b>Im Herzen der See (Warner)</b>
6 (3)	<b>Game of Thrones – Staffel 5 (Warner)</b>
7 (-)	<b>Peanuts – Snoopy und Charly Brown (Fox)</b>
8 (5)	<b>007 Spectre (Fox)</b>
9 (6)	<b>Arlo &amp; Spot (Disney)</b>
10 (-)	<b>Der kleine Prinz (Impuls)</b>

Quelle: Media Control



Illustre Truppe: «Kollektivet».

### Kino

## Bloss nicht spiessig sein

In «Kollektivet» entlarvt der dänische Regisseur Thomas Vinterberg die Befreiung von bürgerlichen Zwängen in den siebziger Jahren als Selbstbetrug. Von Wolfram Knorr

Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment», lautete Ende der 1960er Jahre eine der flotten Provokationen gegen das Spiessertum. Die 68er gingen nicht nur gegen die herrschende Politik auf die Strasse, sie wollten auch den Alltag umkremeln, das Lustprinzip durchsetzen. Weg von der verklemmten Zweisamkeit, hin zur Promiskuität. Kommunen rissen die Klotüren raus, damit sich niemand zurückziehen konnte. Man liess sich hüllenlos fotografieren, sprach öffentlich über sexuelle Probleme. Legendar der Ausspruch des deutschen Kommunarden Kunzelmann: «Was geht mich der Vietnamkrieg an, solange ich Orgasmusschwierigkeiten habe?» In den Siebzigern stieg man aus der Weltanschauungs-Festung wieder ins Tal des Lebens hinab, aber Kommunen bewahrten unter progressiven Bürgern einen gewissen Chic. Überall, auch in Dänemark.

Wie für die Fernsehmoderatorin Anna (Trine Dyrholm), die mit dem Architekten und Dozenten Erik (Ulrich Thomsen) und der gemeinsamen vierzehnjährigen Tochter Freja (Martha Sofie Wallstrøm Hansen) zusammenlebt. Es sind die siebziger Jahre, und Erik erbt eine riesige grossbürgerliche Stadtvilla, die er für eine stattliche Summe verkaufen könnte. Doch Anna will etwas anderes, eine Kommune, eine Wohngemeinschaft mit Freunden und Freun-

dinnen, um nicht immer «nur Erik zuhören zu müssen». Schliesslich ist man ja auch sonst nicht spiessig. Erik behagt das zunächst nicht, er lässt sich aber umstimmen von seiner flotten Frau, und so findet sich bald eine illustre Truppe im Haus, die sich erst fröhlich-entspannt zusammenrauft und manche Querelen überwinden muss. An der Uni nähert sich eines Tages die junge, attraktive Studentin Emma (Helene Reingaard Neumann) dem Architekten Erik ziemlich unzweideutig. Als Tochter Freja das Paar in flagranti ertappt, gerät Erik in Zugzwang und gesteht Anna die Affäre. Sie reagiert verständnisvoll und macht sogar den Vorschlag, Emma in die Kommune aufzunehmen – ein schrecklicher Fehler.

Thomas Vinterberg, einer der Mitbegründer der einstigen «Dogma 95»-Bewegung, der mit Filmen wie «Das Fest» und «Die Jagd» die Abgründe bürgerlicher Gesinnung sezierte und der selbst als Jugendlicher in einer Kommune gelebt hatte, widmet sich in «Kollektivet» einer weiteren Form bürgerlichen Selbstbetrugs. Kaum ist Emma Mitglied der Gemeinschaft, empfindet Anna deren Jugendlichkeit als Affront. Es kommt zum Eklat. Vinterberg hat das Drama schon 2011 auf die Bühne gebracht und nun in einer brillanten Besetzung verfilmt. Klar ahnt man, dass das, was als fröhliche Komödie beginnt, in den Abgrund der Seelenpein

stürzen muss. Vinterberg entwickelt den Prozess, gebettet ins Siebziger-Jahre-Setting, mit subtiler Spannung. Vor allem dank der grandiosen Trine Dyrholm als Anna; Ulrich Thomsen als Erik dagegen verkrümelt sich leider zunehmend. Ein Fehler. Trine Dyrholm aber liefert die schwindelerregende Performance einer bürgerlichen Frau mittleren Alters, die ohne Eifersucht sein will; doch ihre Progressivität erweist sich als reine Fassade, die die kleinbürgerlichen Besitzängste sukzessive zum Bröckeln bringen. Dyrholm liefert eine realitätsgesättigte Charakterstudie mit changierenden, hypersensiblen Nuancen, Vorgänge von so flüchtiger Präzision, dass man oft meint, eine unbekannte Kamera registrierte die intimsten, unbewussten Regungen. Man glaubt, die Hitze in ihrem Gesicht zu spüren und ihr Herz wie eine Kesselpauke zu hören. Ein bravouröser Höllenritt. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Gods of Egypt** — Alles herkulisch in dieser Fantasy-Wucherung, die sich schwer antik gibt, mit Gott Osiris (Bryan Brown), seinem Sohn Horus und dessen Onkel Seth (Gerald Butler). Gerald Butler, der schon als Bodyguard von US-Präsidenten den Hang zur unfreiwilligen Komik bewies, gebärdet sich hier völlig irre. Vielleicht liegt's am Mischmasch aus Historie und Fantasy, vielleicht aber auch an der behäm-



Fantasy-Wucherung: «Gods of Egypt».

## Fragen Sie Knorr

Im Flugzeug habe ich «Rebel Without a Cause» mit James Dean gesehen. Für mich waren Jim Stark und Plato ein und dieselbe Person. Plato, das ängstliche Kind im heranwachsenden Jim. Schliesslich muss Plato sterben, damit Jim ein Mann wird. Wie hat man den Film damals in den Fünfzigern wahrgenommen? R. H., Luzern



Es ist völlig legitim, das Verhältnis zwischen Jim und Plato so zu deuten, aber damals wurde der Schluss als ganz profane Kritik an den autoritären gesellschaftlichen Verhältnissen

merten Story, wo wie immer die Götterblitze zischen und funkeln und aus dunkel-buckligen Wolken die gegnerischen Kräfte wabern. Aber Donner und Blitz, selbst die digitale Tricktechnik bleibt mässig. Sie entspricht der Story, die so intelligent ist wie eine Steckrübe. ★★★★★



Liebe im Chaos: «Une famille à louer».

**Une famille à louer** — «Uncle Scrooge» und «Little Lord Fauntleroy», in die heutige Zeit versetzt und auf den Kopf gestellt: Ein steinreicher, in Einsamkeit verknöchert gewordener Unternehmer, nur umsorgt von einem Butler, macht der armen, resoluten, aber sehr vitalen Violette (Virginie Efira) mit ihren «Benneton-Kindern» von verschiedenen Vätern ein unmögliches Angebot: Er übernimmt ihre Schulden, zahlt ihr auch ein Honorar, wenn er dafür in ihre Bruchbude einziehen und an ihrem Alltag teilnehmen darf – ganz ohne Hintergedanken. Erst hält sie ihn für einen perversen Spinner, aber weil die Schulden drücken, akzeptiert sie den Deal. Der Film spielt mit dem Gegensatz der sterilen Unternehmervilla, so lebendig wie eine Gruft, und Violettes Chaos-Schrebergartenhäuschen, in dem die Post abgeht. Das erinnert arg an Pippi Langstrumpfs Villa Kunterbunt. Was die Feelgood-Komödie amüsant macht, ist Benoît Poelvoorde als verklemmter Pedant, der Unordnung hasst, aber genau im Chaos Liebe und Zuneigung findet. ★★★★★

interpretiert. Regisseur Nicholas Ray wollte bewusst provozieren (die US-Polizei pflegt ja bis heute einen lockeren Umgang mit der Schusswaffe) und verschreckte zunächst das Studio. Nach den ersten Drehtagen wollte Warner abbrechen. Ray drohte mit einem Studiowechsel, unterstützt von Dean. Manche Kritiker hielten den Film für sehr kühn, andere warfen ihm vor, er leide an «Verstopfung», sei zu melodramatisch.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

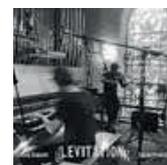
Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Versuch über die «lange Weile»

Von Peter Rüedi

Der gleichsam aus dem Nichts, aus dem subtilsten Pianopianissimo geborene Dialog zwischen dem Geiger Tobias Preisig und dem Pianisten (in diesem Fall Organisten) Stefan Rusconi entstand in der Kirche Saint-Etienne in Cully. Der sakrale Hall- und Resonanzraum, der sie hervorgebracht hat, ist der Musik anzuhören. Eine Art Schöpfungsgeschichte, die uns an den Anfang des ersten Buchs Mose erinnert: «Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.» Der spricht in den zuerst kaum hörbaren Flageoletts von Preisigs Violine über der Finsternis von Rusconis am tiefsten Ende des Hörbaren gehaltenem Orgelton. «Levitation», so heisst die erhebende Musik zutreffend, ist ein fundamentales Hörerlebnis, bei dem keine wie auch immer geartete Action zu erwarten ist, vielmehr langsam gleitende Verwandlungen von Zuständen, meditative Atemtechniken und Herzfrequenzen eines Spitzenradfahrers im Tiefschlaf. «Blanc et immobile» hat Erik Satie sein Ideal des paradoxen Versuchs genannt, die (immer in der Zeit ablaufende) Musik anzuhalten bis zum scheinbaren Bewegungslosigkeit. Einer seiner Tricks war die «Bewegung an Ort», die Wiederholung. Dies hat, wie Saties ganze Ästhetik, den Minimalismus kommender Generationen enorm beeinflusst. Eine Weltschöpfung ist Rusconis und Preisigs «Levitation» auch in dem Sinn, als sie uns, zumindest teilweise, die Geburt der Musik aus dem Geräusch erleben lässt: aus dem Zwitschern, Kratzen, den Verschleifungen im Fall des Geigers, aus dem mehr fühl- als hörbaren Dröhnen der tiefen Orgelregister. Was auch heisst: Diese Musik erfasst uns entweder ganz oder nicht. Wo es um meditative Qualitäten geht (ohne dass hier darum ein esoterisches Gedöns veranstaltet würde), ist Langeweile kein Kriterium. (So wenig wie bei der Prosa von Stifiers «Witiko».) Im Wortsinn gehört sie zu jedem Versuch, Musik (oder Prosa) zu «langer Weile» zu verhelfen, sie sozusagen in einem Akt der Beschwörung anzuhalten. Jedenfalls verlassen wir diese Musik anders, als wir sie betreten haben.



Stefan Rusconi/Tobias Preisig: Levitation. Qilin Records Broken Silence 01599 (LP 01600)

## Begabte Familie

Einstand des neuen Leiters des Zürcher Kammerorchesters; junge Dirigenten-Generation. Von Hildegard Schwaninger



International vernetzt: Daniel Hope in der Zürcher Tonhalle.

Wenn die Energie anhält, mit der Daniel Hope seinen Einstand als musikalischer Direktor des Zürcher Kammerorchesters (ZKO) gab, dann steht eine erfreuliche neue Ära bevor. Das Konzert war zu Ehren des Geigers Yehudi Menuhin, der am 22. April hundert Jahre alt geworden wäre, und so wurde – unter anderem – passend das Violinkonzert d-Moll des jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy gespielt (er schrieb es mit dreizehn Jahren) – das ein *masterpiece* des Interpreten Menuhin war.

Mit dem Geiger Daniel Hope steht erstmals ein Instrumentalist dem ZKO als künstlerischer Leiter vor. Bisher waren es immer Dirigenten; zuletzt Sir Roger Norrington, der seinen Dirigentenstab im Sommer 2015 niederlegte und seither durch den ersten Geiger Willi Zimmermann interimistisch vertreten wurde.



Daniel Hope mit seinem Vater Christopher.

Das ZKO wurde 1945 vom Zürcher Dirigenten Edmond de Stoutz gegründet. Präsident des Vorstands ist der Verleger Hans Heinrich Coninx, seit seiner Kindheit passionierter Cellist.

Daniel Hope hatte eine enge Verbindung zu dem 1999 verstorbenen Violinvirtuosen Menuhin. Hopes Mutter Eleanor Hope-Klein war dessen Managerin und sorgte dafür, dass ihr Sohn vom Grossmeister unterrichtet wurde. Eleanor Hope war an dem Konzert in der Tonhalle anwesend, eine initiative, durchsetzungsfähige Frau. Heute managt sie den Geiger Vadim Repin und den Dirigenten Wladimir Fedossejew. Die ganze Familie Hope ist künstlerisch begabt und international vernetzt. Christopher Hope, der Vater von Daniel Hope, ist Schriftsteller, Daniels Bruder Jasper Hope ist Intendant der Oper in Dubai. Verheiratet ist Hope seit 2004 mit der deutschen Kontrabassistin Annika Pigorsch. Das Musikerpaar hat sich in Leipzig beim gemeinsamen Musizieren («Forellenquintett») kennengelernt.

Drei grosse Dirigenten der alten Generation sind in den letzten Monaten gestorben – Pierre Boulez, Kurt Masur und Nikolaus Harnoncourt. Eine junge, interessante Dirigentengeneration rückt nach: Teodor Currentzis, Cornelius Meister, Alain Altinoglu, Marco Armiliato. Nikolaus Harnoncourt war dem Zürcher Opernhaus dreissig Jahre lang verbun-

den (sein Start war fulminant, 1980 mit Mozarts «Idomeneo», der Oper, die er auch zuletzt am Opernhaus dirigierte). Ein Gedenkkonzert fand Sonntagvormittag statt. Beethovens Neunte stand auf dem Programm. Eine Wahl, über die man etwas verwundert war (Harnoncourt liebte vor allem Franz Schubert und war als Interpret von Mozart, Monteverdi und von alter Musik berühmt, auch wenn er 1991 sämtliche Beethoven-Sinfonien einspielte). Erst durch Franz Harnoncourt wurde sie klar. Der jüngste Sohn des Dirigenten (geboren 1961, Chirurg und Malteser), sprach kurz und sagte: Sein Vater habe sich gewünscht, dieses Werk als letztes zu dirigieren. Er, der immer offen war für die Auseinandersetzung mit Neuem, hatte sich die 9. Sinfonie von Beethoven auf die Agenda für die Zukunft gesetzt. Eine Zukunft, die ihm verwehrt bleiben sollte: Harnoncourt verstarb am 5. März. Nikolaus Harnoncourt war ein österreichischer Aristokrat (seine Mutter war eine Gräfin von Meran), und eines seiner Talente war das Holzschnitzen.

Hans-Peter Achberger, Orchestervorstandspräsident der Philharmonia Zürich (Schlagzeug und Triangel), rief Harnoncourt in einer sehr persönlichen Rede lebhaft in Erinnerung: «Für ihn war Musiker- und Menschsein gleichbedeutend. Er hat unserem Dasein als Musiker einen lustvollen Sinn verliehen.» Und: «Er hat uns Musikern empfohlen zu tanzen, mindestens einmal in der Woche.»



Karge Bühne: Dirigent Luisi.

Für eine Feierstunde etwas ungewohnt – unterkühlt, sehr nüchtern – wirkte, dass auf Blumenschmuck verzichtet wurde. Die Philharmonia Zürich, geleitet von Generalmusikdirektor Fabio Luisi, sowie Chor und Zusatzchor der Oper Zürich, einstudiert von Ernst Raffelsberger, musizierten auf karger Bühne. Blumen gab es erst am Schluss, als Intendant Andreas Homoki und Operndirektorin Sophie de Lint mit grossen Blumensträußen für die Solisten Elza van den Heever, Liliana Nikiteanu, Michael Weinius und Georg Zappenfeld erschienen. Am Schluss gab es Standing Ovationen für einen der ganz Grossen, der von der Bühne abgetreten ist.

### Im Internet

[www.schwangerpost.com](http://www.schwangerpost.com)

## Masken und Tarnkappen

Die Psychotherapeutin Susanne Holleschek, 52, und der Lehrer Harald Pointner, 52, sind seit 28 Jahren verheiratet. Sich zu entlieben, sei in einer langjährigen Partnerschaft kein Problem, sagen beide.



*Schwingungen:* Ehepaar Holleschek-Pointner.

**Rucksack schultern:** Junge Menschen wissen oft recht gut über die klassischen Beziehungsmuster ihrer Eltern Bescheid – etwa über das symbiotische Aneinanderkleben von Mutter und Vater oder die zahlreichen Affären eines Elternteils. Das kann hilfreich sein, um den eigenen Rucksack frühzeitig zu betrachten, die damit verbundenen Fähigkeiten und Chancen zu entdecken und Stolpersteine für die eigene Partnerschaft zu entlarven.

**Die Kehrseite:** Manchmal sind junge Menschen aber so hellsehtig auf diesem Feld, dass sie sich gar nicht mehr richtig auf eine tiefere Verbindung einlassen wollen. Das ist schade, denn von der Liebe bleibt, so meine persönliche und berufliche Erfahrung, trotz Krisen fast immer erstaunlich viel übrig. Jene tiefe Liebe, die Paare am Anfang verbindet, kommt allerdings später oft in Masken, Tarnkappen und Rüstungen daher. Traurig macht mich die Tatsache, dass Paare manchmal erst Hilfe suchen, wenn schon viel Kraft und gemeinsame Ressourcen auf allen Ebenen verbraucht sind und ein gemeinsamer Neubeginn somit schwierig wird.

**Bleiben oder nicht:** Was machen Paare, die zusammen und zufrieden sind, in der Regel richtig? Sind die Erwartungen realistischer, sind

sie leidenschaftlicher als andere, oder hatten sie einfach Glück? Zu diesen Fragen gibt es viel Forschung, aber leider keine allgemeingültige Regel, und auch Resilienzfaktoren sind keine Garantie für das ewige Glück oder die Sicherheit, zueinander zu gehören.

**Sirene und Hecht:** Mein Mann und ich haben uns in den vielen Jahren unseres Beisammenseins oft entliebt und wieder ineinander verliebt. Die Liebe ist allerdings stetig gewachsen. Man muss zwischen Liebe und Verliebtheit unterscheiden. Trotzdem fragen sich viele recht schnell: «Wenn ich meinen Partner nicht mehr so oft als tollen Hecht, meine Partnerin seltener als faszinierende Sirene wahrnehme, lieben wir uns dann noch?»

**Energie der Gefühle:** Viele Männer und Frauen sind unsicher, wenn es um die Beendigung der Partnerschaft geht, denn sie wissen nicht mehr, ob sie den anderen noch lieben oder nicht. Man stellt sich dann Fragen wie: «Wenn ich am Morgen bei seinem oder ihrem Anblick als Erstes genervt bin, hat die Beziehung dann keine Chance mehr?» Wenn es bei mir so wäre, würde es um meinen Mann und mich schlecht stehen, weil ich vor meinem ersten Kaffee bestenfalls den Anblick meiner schlafenden Tochter als Bereicherung empfinde. Aber wenn ich in Ruhe mit dem anderen zusammensitze und wir schweigend in Blickkontakt treten, sollte etwas in Schwingung geraten. Wenn diese Energie von Gefühlen wie Wut, Trauer, Scham und Schmerz erstickt wird, dann sollte man sich vergegenwärtigen, dass die Liebe längst der Gewohnheit, der Abhängigkeit, der Resignation gewichen sein könnte.

**Spätes Strahlen:** Diese Einsicht kann zur Trennung führen, andere wiederum rappeln sich nochmals auf. Wenn eine tiefe Krise oder Phase der Entfremdung überwunden wurde, kann die Beziehung nicht mehr so sein oder so werden wie zuvor. In der Praxis erlebe ich aber auch oft, dass Männer und Frauen durch die Auseinandersetzung mit sich und dem anderen erstaunliche Fähigkeiten an den Tag legen, um bald eine Tiefe und ein Strahlen nach innen und aussen zu entwickeln, das vorher so nicht sichtbar war.

Susanne Pointner: Adam, wo bist du? Eva, was tust du?  
Orac. 192 S., Fr. 18.90  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Rettet die Welt

Von Andreas Thiel — Verschont uns vor den Weltverbesserern.

**Politiker:** Denkst du, wir können die Welt noch retten?

**Pfarrer:** Jesus war bereits da und hat die Welt gerettet.

**Politiker:** Wir reden hier nicht über Religion, sondern über Politik.

**Pfarrer:** Wenn ich sehe, was Jesus getan hat und was ihr Politiker tut, dann ist Jesus glaubwürdiger als Retter der Welt.

**Politiker:** Jesus war ein Wunderheiler. Leider kann weder der Bundesrat noch die EU-Kommission noch der Uno-Generalsekretär Fische vermehren oder Wasser in Wein verwandeln.

**Pfarrer:** Und da wollt ihr die Welt retten?

**Politiker:** Du kannst seriöse Politiker nicht mit Jesus vergleichen.

**Pfarrer:** Stimmt, Jesus reiste nicht in der Sänfte und erhob keine Steuern.

**Politiker:** Hast du denn einen Vorschlag, was wir tun könnten?

**Pfarrer:** Na ja, gerettet sind wir ja schon. Das heißt aber nur, dass die ewige Verdammnis abgewendet ist. Jetzt müssen wir uns halt wieder integrieren.

**Politiker:** Wo integrieren?

**Pfarrer:** Ins Paradies, denn dort sind wir ja rausgeflogen.

**Politiker:** Weshalb sind wir dort rausgeflogen?

**Pfarrer:** Vermutlich haben wir versucht, das Paradies zu verbessern ...

**Politiker:** Ich würde zu gerne sehen, was dabei rausgekommen ist.

**Pfarrer:** Schau dir diese Welt an ...

**Politiker:** Und wie können wir uns wieder ins Paradies integrieren?

**Pfarrer:** Indem wir uns verbessern.

**Politiker:** Also doch die Welt verbessern?

**Pfarrer:** Nein, nur dich selbst. Willst du die Welt verbessern, verbessere dich selbst. Jeder Versuch, die anderen zu verbessern, verschlechtert die Welt.

**Politiker:** Gibt es denn keinen Masterplan, um die Welt zu verbessern?

**Pfarrer:** Es gibt jede Menge solcher Pläne. Die Welt leidet geradezu unter Weltverbesserungsplänen.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Blaufränkisch Ost

Von Peter Rüedi



Weintrinker wie ich kleben an Gewohnheiten. Sie neigen zur Treue gegenüber Produzenten, die sie mal für vertrauenswürdig befunden haben. Das muss nicht unbedingt eine Folge von Trägheit, mangelnder Neugier oder Sentimentalität sein. Es gibt gute Gründe, einen Winzer und seine Weine über Jahre zu verfolgen, «in guten wie in schlechten Zeiten». Muss ja auch nicht gleich ein Eheversprechen sein, «bis Gott uns scheidet». Aber gerade in kleinen Jahren zeigt sich die Klasse des Weinmachers, und schwierige Verhältnisse zeitigen nicht selten die interessantesten Weine: schlanker als die aus heissen Sommern, diskreter im Alkoholgehalt und mit mehr Finesse. Allerdings hat die Maxime von Bruder Klaus von Flüe auch ihre Grenzen, wenn's um Wein geht und nicht um eidgenössische Aussenpolitik. «Stecket den Zun nicht ze wit» ist in Zeiten des grenzüberschreitenden Weinangebots ein eher fragwürdiger Aufruf zur Selbstbescheidung, zumal wenn er nicht gleich globale Entfesselung der Trinkgewohnheiten meint, sondern das Interesse für ein paar näherliegende Freuden. So habe ich – Schande über mich! – bis anhin kaum etwas gewusst von slowenischen Weinen. Dabei ist nicht einzusehen, weshalb in der Pannonischen Tiefebene jenseits der österreichischen Staatsgrenze geringere Qualitäten von Blaufränkisch entstehen sollten als im Burgenland. Sagte sich auch der initiative Österreicher Weinbauer Erich Krutzler, als er sich 2007 daranmachte, auf dem ehemaligen Sommersitz der ungarischen Grafen Szapary in Nordslowenien das Gut Marof (= Meierhof) aufzubauen (im Weinbaugebiet Prekmurje, Unterregion Podravje, Bereich Gorisko). Den Betrieb, der jährlich zirka 120 000 Flaschen produziert, führt heute der junge Önologe Uros Valci. Sein harmonischer, dichter, nachhaltiger, sortentypisch aromatischer Blaufränkisch 2011 könnte als Pirat manche Blinddegustation burgenländischer Prominenz verwirren. Will sagen: Es gibt mehr tolle Weine als die, die vor unserer Nase wachsen!

Marof Winery: Modra Frankinja Blaufränkisch 2011. 14%. Haus Österreich, Luzern. Fr. 37.50. [www.haus-oesterreich.ch](http://www.haus-oesterreich.ch)

## Magie und Wahnsinn

Restaurants, die man besucht haben muss? – Zum Beispiel das «Tantris» in München. Von David Schnapp



Glück zum Essen: Hans Haas, Schwabing.

Je länger die Beschäftigung mit gutem Essen dauert, desto umfangreicher wird die Liste mit Restaurants, die ich noch besuchen möchte. Da diese ungeschriebene, sich laufend fast selbständig erweiternde Liste den halben Erdball umfasst, braucht es Zeit und Geduld. Umso grösser ist die Freude, wenn der Besuch in einem Restaurant, das lange auf der Liste stand, ein besonderes Erlebnis wurde.

So war es vor kurzem im «Tantris» im Münchner Wohnquartier Schwabing. Das Restaurant ist eine Legende, die man besucht haben muss. 1971 vom Bauunternehmer Fritz Eichbauer und vom Schweizer Architekten Justus Dahinden gebaut, bewacht von fabelartigen Betonskulpturen des Schweizer Künstlers Bruno Weber und Ausgangspunkt der deutschen Haute Cuisine. Eckart Witzigmann, «der Koch des Jahrhunderts», stand bis 1974 in der «Tantris»-Küche und holte zwei Sterne. Es folgte Heinz Winkler, der 1981 den dritten Stern holte und welcher zehn Jahre später mit seinem Abgang wieder verlorenging. Seit 1991 ist der Tiroler Hans Haas für klassisch-mediterrane Gerichte wie «Seppioline mit Chili und Sepianudeln» und «Konfirter Steinbutt mit Röstzwiebelcreme und Pinienkernen» verantwortlich, die er an diesem Samstagmittag servierte.

Zur Legendenbildung des «Tantris» haben Magie und Wahnsinn der grossen Küchenchefs, aber auch die 70er-Jahre-Inneneinrich-

tung in Rot-Orange beigetragen. Sie wirkt, als esse man in einem buddhistisch-freikirchlichen Grosstempel. Das Restaurant ist meistens voll, neunzig bis hundert Plätze sind an diesem Samstagmittag besetzt – von den Food- und Städte-Touristen bis zu den zahlreichen Stammgästen aus München.

Im «Tantris» begann der Siegeszug des guten Geschmacks in Deutschland. Auch wenn es in dieser Frage immer noch ein zweigeteiltes Land ist, in dem «sehr gut» und «mittelmässig bis schlecht» von einer grossen Mauer getrennt sind, kann man Leuten wie Hans Haas nicht genug dankbar sein. Haas ist kein Alchemist der Küche, kein Trautmäntler, der in mühevoller Uhrmacher-Kleinarbeit Teller anrichtet. Aber die Leistung, über Jahre fünf Mal pro Woche, zwei Mal am Tag ein so grosses Restaurant auf so hohem Niveau zu halten, ist aussergewöhnlich. Da ist etwa die in Portwein eingelegte Foie gras, kurz gebraten, die jetzt auf einem pochieren Ei schmilzt. Dazu Trüffeljus, Périgord-Trüffeln, Topinambur-Mousseline und ein Löffel, der dieses erdige, nussige und süsse Wohlgefühl aufnimmt: Das ist Glück zum Essen in orangefarbener Fröhlichkeit.

Restaurant Tantris  
Johann-Fichte-Strasse 7, 80805 München,  
Tel. +49 89 361 95 90  
Sonntags und montags geschlossen.

Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



Auto

## Mini cool

Mini ist ein Kunststück der Markenführung, und unter den Kombis hat der Clubman eine Sonderstellung. *Von David Schnapp*

Im Zusammenhang mit den Autos von Mini hört man oft den Einwand, die Fahrzeuge seien ja gar nicht so mini. Diesem Einwand liegt ein entscheidendes Missverständnis zugrunde: Mini ist keine Grössenbezeichnung, es ist eine Marke – und eigentlich sogar das Kunststück einer Marke. Die BMW Group, Eigentümerin von Mini, hat sie nicht nur vor dem sicheren Untergang gerettet, sondern gar zu etwas Grosseem gemacht. Mir sind einige

Leute persönlich bekannt, für die der Mini das Traumauto ist. Dazu gehören elegante Frauen, urbane Hipster mit Salafistenbart und junge Familienväter, die einen Cooper mit Union Jack auf dem Dach fahren.

Die Marke Mini ist heute ziemlich vielfältig, vom handlichen, schnellen Coupé bis zum etwas adipös wirkenden robusten Fünftürer bietet sie für fast alle Bedürfnisse das, was man den Mini-Lifestyle nennen könnte. Ein Mini hat immer eine gewisse Coolness, und er hat Humor. Wenn man zum Beispiel den Schalter für den «Driving Mode» auf «Sport» stellt, blinken die farbigen LEDs um das zentrale Display fröhlich, und die Anzeige zeigt einen Mini mit Gedankenblasen, in denen eine Rakete und ein Gokart zu sehen sind. «Maximales Gokart-Feeling» verspricht die Anzeige zudem, und auch wenn das leicht übertrieben klingt, ist es diese fröhliche Verspieltheit, welche die Minis von anderen Autos abhebt.

Der neue Clubman ist zum Glück nicht mehr als dreitüriger Kombi konzipiert – was

ihn bisher zu einem eher unpraktischen Exoten gemacht hatte –, sondern es gibt nun fünf beziehungsweise sogar sechs Türen. Das Heck öffnet sich wie ein Schrank («Split Doors»), was auch nicht immer ganz praktisch ist, da diese Lösung mehr Platz braucht als ein klassischer Kofferraumdeckel, aber es ist halt: cool.

Kürzlich fuhr ich mit dem neuen Mini Clubman ALL4 vom Norden in den Süden der Schweiz. Das gab die Möglichkeit, den Kombi unter den Minis unter allen Bedingungen zu testen, die es so gibt. Vom Handling-Parcours auf sehr glatter Fahrbahn im Event-Center Seelisberg über Landstrassen- und Autobahnfahrten bis zum kurvenreichen Alpenpass (Lukmanier) war das ein abwechslungsreiches Programm. Mit Allradantrieb, Turbodieselmotor (Verbrauch 5 bis 6 Liter) und Schaltautomatik sowie diversen, meist kostenpflichtigen Optionen ist der Clubman ein komfortables Auto.

Ob man mit dem Mini auf glatter Piste um die Kurve driftet – was mit Allrad und dem stufenweise abschaltbaren Stabilitätsprogramm übrigens viel besser klappt als mit dem Vorderradantrieb in den meisten Minis – oder eine Langstrecke zurücklegt: Der Clubman kann eigentlich alles, was ein modernes, kompaktes Auto können muss, aber er fühlt sich dabei noch etwas lässiger an.

### Mini Cooper SD Clubman ALL4

Leistung: 190 PS/140 kW,  
Hubraum: 1995 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 222 km/h  
Preis: Fr. 41 500.–





«Man nennt das *micro-moments*»: Internet-Unternehmerin Ohnemus.

MvH trifft

## Isabelle Ohnemus

Von Mark van Huissing — Ein Gespräch mit einer Frau, die eigentlich nicht arbeiten müsste, aber eine Internet-Firma aufbaut.

Wie erklärst du deiner fünfzehnjährigen Tochter, was deine Firma macht? – «Ihr muss ich das nicht einfach erklären, sie ist superintelligent... «EyeFitU» ist eine Fashion-App, die dein Leben einfach macht. Weil du damit in dreissig Online-Stores direkt einkaufen kannst, ohne deine Grösse ändern zu müssen.» – «Deine App findet heraus, was für eine Konfektionsgrösse deine Benutzerinnen von einer bestimmten Marke benötigen...» – «Ja, weil eine 40 von, sagen wir, Gucci nicht das Gleiche ist wie eine 40 von Dolce & Gabbana; jede Marke – wir haben über 200 Marken erfasst – hat verschiedene *size charts*, es gibt keine Standardisierung. Aber nicht nur das, fast jedes Land hat ein anderes Mass-System – eine 40 in Italien ist nicht das Gleiche wie eine 40 in Frankreich.» – «Und der Anreiz für Online-Stores oder Marken, bei dir mitzumachen, ist, dass du ihnen Nutzer deiner App als Käufer vermittelst...» – «Genau. Wir sind ein, wie man sagt,

Aggregator [Dienstleister] oder *third-party retailer* [Vermittler].»

Isabelle Ohnemus ist Gründerin und Geschäftsführerin von «EyeFitU», einer 2012 in Zürich gegründeten Plattform im World Wide Web, die Konsumenten hilft, ihre Grösse zu finden, unabhängig von Marke oder Herkunftsland eines Kleidungsstücks; die Firma hat zurzeit zwölf Mitarbeiter. Sie ist die Frau von Peter Ohnemus, 50, einem Schweizer Unternehmer dänischer Herkunft; dieser war Ende 1990er / Anfang 2000er Jahre Chef der Software-Firma Fantastic, die zur besten Zeit eine Marktkapitalisierung von zirka zehn Milliarden Franken hatte, bevor sie zum *non-valeur* wurde (angekündigte Produkte konnten nicht zur Marktreife entwickelt werden). Die in Genf geborene Isabelle Ohnemus war zuvor mit Thomas Matter, SVP-Nationalrat und ehemaliger Mitbesitzer von Swissfirst, einer Bank, verheiratet; sie haben drei Kinder. Isabelle und Peter Ohnemus – der

Kleinaktionär und Verwaltungsrat ihrer Firma sowie Gründer und Geschäftsführer anderer Technologieunternehmen ist – wohnen bei Zürich; ich bin mit ihr ein bisschen bekannt.

«Woher weiss die Welt, dass es «EyeFitU» gibt?» – «Durch Social Media [soziale Netzwerke wie Instagram, Snapchat, Facebook] – 26 Prozent aller Käufe weltweit werden heute durch Social Media ausgelöst... Das Marketing hat sich in letzter Zeit sehr interessant entwickelt. Früher war *push* – man hat etwas in den Markt gedrückt und geschaut, wer es kauft. Heute ist *pull* – man weiss viel über den Kunden, macht ihm ein Angebot, und er zieht passende Produkte heraus. Tut mir leid, dass ich so viele englische Ausdrücke brauche, aber das ist die Sprache meines Geschäfts [sie spricht Deutsch mit französischem Akzent]. Man nennt das *micro-moments*, wenn du jemanden erreichst, daraus kann ein Auftrag entstehen, jemand kann Kunde werden, vielleicht ist es nur eine Bekanntschaft, alles geht über *micro-moments*. Unsere Herausforderung ist, die Masse zu erreichen; darum haben wir unsere App von Anfang an in sieben Sprachen angeboten, man nennt das *glocal* [global und lokal zugleich], und das verspricht Chancen.» – «Dein Geschäftsmodell ist, Kommissionen zu verdienen auf Käufen, die durch deine App ausgelöst werden?» – «Das ist richtig. Der zweite *revenue stream* [Einnahmequelle] kommt von Werbung, wenn mehr Leute unsere App nutzen. Und der dritte ist *smart data* [persönliche Daten, etwa Einkaufsvorlieben] der Nutzer.» – «Ist deine Firma Cashflow-positiv [verdient sie Geld]?» – «Nein. Meine Maschine hat Mitte 2013 angefangen zu laufen, und am Anfang sind die Marketingkosten hoch. Zudem müssen uns die Nutzer vertrauen, sie geben immerhin ihre privaten Daten.» – «Ich war überrascht, als du Unternehmerin wurdest. Ich habe dich mehr als Lady, die sich für gute Zwecke engagiert, wahrgenommen...» – «Ich habe immer gearbeitet, ich war in den Finanzen, bei Merrill Lynch und Nikko Securities, hatte institutionelle Kunden. Aber als meine Kinder klein waren, konnte ich nicht mehr voll arbeiten, drum habe ich Charity gemacht, etwa für das Rote Kreuz.»

«Und ist dein Mann Cashflow-positiv [über Peter Ohnemus' Vermögen respektive Schulden nach dem Fantastic-Crash gibt es Schätzungen von fünfzig Millionen unter null bis hundert Millionen versteckt; er sagte immer, er habe kein Geld aus der Firma genommen]?» – «Er ist schuldenfrei und steht auf eigenen Füßen; er ist ein Workaholic, hat aber die höchste *work ethic* [Arbeitsmoral] von allen Leuten, die ich kenne.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Ich möchte noch zwei Unternehmerinnen den «EyeFitU»-Verwaltungsrat holen, dann wären wir zu fünf. Und ich plane eine Kapitalerhöhung.»

Ihr liebstes Lokal: Restaurant Buech, Forchstrasse 267, Herrliberg, Tel. 044 915 10 10



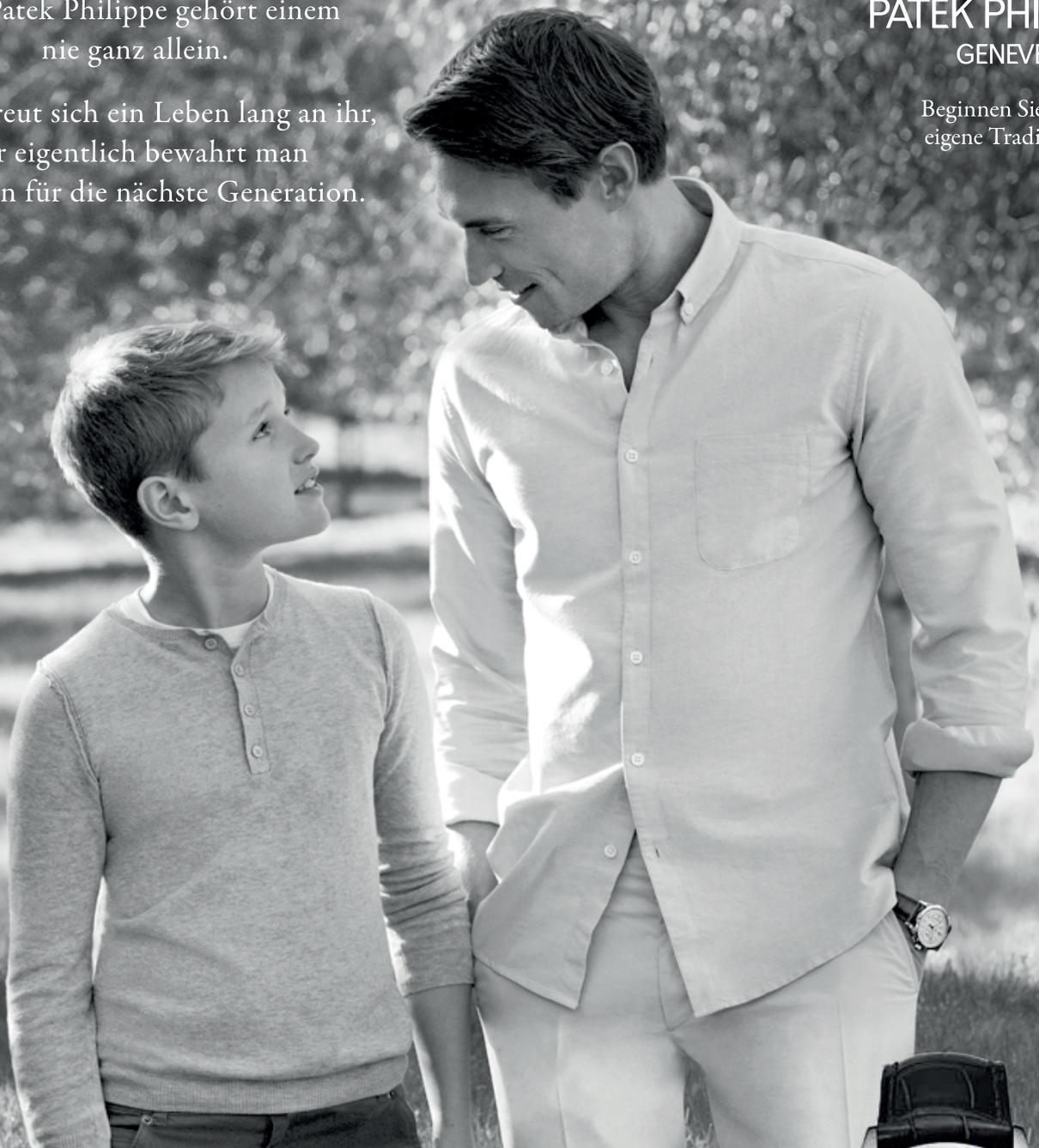


PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



**GUBELIN**

[gubelin-watches.ch](http://gubelin-watches.ch)



Chronograph Ref. 5170G